

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Erzählungen]

im Laufe der Zeit nicht dasselbe Zerstörungswerk vollbracht haben würde, wie auch in Frankreich, wer weiß es zu beurteilen? Und ob wir dann noch in stande gewesen wären, einen Weltkrieg, wie wir ihn jetzt zu führen haben, siegreich anzufechten?

Der liebe Gott hat Vorsorge getroffen, daß wir nicht die Probe auf dieses mehr als zweifelhafte Exempel zu machen brauchen. Er hat uns gründlich aufgerüttelt.

Der Krieg ist für uns eine schwere Prüfung. Der sittliche Läuterungsprozeß hat bis jetzt schon

Deutschland wird nicht untergehen!  
Mögen sich die Feinde scharen:  
Auch in grimmigsten Gefahren  
Wird es niemals untergehen!

Deutschland d a r f nicht untergehen!  
In den Sternen stehts geschrieben —  
Weltmächte, die uns lieben,  
Werden uns zur Seite stehen!

Nur, daß alle wir verstehn,  
Ob wir's wissen, ob wir's ahnen:  
Unser sind der M e n s c h e i t Fahnen —  
Deutschland k a n n nicht untergehn!

■ ■ ■

## Der Hans, der vor Heimweh fast gestorben wäre.

Von Joseph Wildvogel.

Sie sind ein eigenes Volk, die Schwarzwälder. Wetterhart wie ihre Berge sind sie; in der Brust aber schlägt ihnen ein Herz, das ist so gemütvoll wie die Wälder, Matten und Bäche ihrer Heimat. . . .

Droben in den Bergen am Baldestand steht eine Hütte. Eine Stube, eine Kammer, eine Küche, ein Ziegenstall und darüber ein Schindeldach: das ist der ganze Palast für die zwei armen, aber glücklichen Menschenkinder — den Hans und seine Großmutter.

Hans ging eben in die achte Klasse, und der Herr Lehrer meinte, wenn der Hans seinen Kopf anstrengen wollte, so könnte er „ersten“ sizen. Allein der Hans hatte viel zu viel Mitleid mit seinen Schreibheften und den Büchern, die sollten geschont werden. Er ließ sie deshalb gern in Ruhe. Wenn er morgens in die Schule ging, fand er seine Hefte und seine Bücher genau da liegen, wo er sie gestern, als er aus der Schule kam, hingelegt hatte.

Dafür zog er aber für sein Leben gern mit seinem Freund, dem Jakobele, auf die Berge und half ihm das Vieh hüten, d. h. wenn die zwei beisammen waren, hatte das Vieh keinen Hirten. Die

reiche Früchte gezeitigt. Auch die nationale Kräftigung, erwirkt durch Blut und Eisen, schreitet rüstig voran. Gottes Segen war bisher unerkennbar mit uns. Ihm verdanken wir Mut und Kraft, ihm die glänzenden Siege, die wir bisher erfochten. Auf ihn wollen wir weiter hoffen. Er wird unserer gerechten Sache auch den Endsieg verleihen. Das ist der Wunsch, den der „Vetter“ heuer in diesem entsetzlichen Kriegsjahre zum Ausdruck bringt und den er in folgendes Gedicht kleiden möchte:

Denn in seinem Marke ruht  
Aller Menschheit bestes Erbe —  
Keine Kraft lebt, die verderbe  
Dieses allgemeine Gut!

Was denn schuf uns über Nacht,  
Und der Sturm fuhr an die Eichen,  
Diese Einheit ohnegleichen?  
Nur des D ä m o n s Zaubermacht!

beiden mußten ja alle Vogelnester in der Umgebung wissen und prüfen, wie viel Eier oder Junge in jedem lagen. Zerstört haben sie nie ein Vogelnest. Bei diesen Streifzügen auf den Bäumen schaute die Lebensgefahr mehr wie einmal in die Seele hinein. Aber das hatte den Hans nie gestört.

Die gute Großmutter daheim hatte ihn oft gescholten, wenn er mit zerissenen Hosen nach Hause gekommen war. Ja, die Großmutter, oder wie sie hieß, „das Groß!“, hatte viele Mühe, den Hans zu erziehen. Seine Mutter war bald nach seiner Geburt gestorben. Einen Vater hatte er nicht gehabt, wie die Leute sagten. So mußte „das Groß!“ den Vater und die Mutter machen. Sie hielt es für eine schwere Verantwortung vor unserem Herrgott, den Knaben gottesfürchtig zu erziehen. So lang er noch klein war, ging es nicht so schwer; aber je größer er wurde, desto schwerer fiel es dem „Groß!“, mit dem lebhaften Knaben zu Streich zu kommen.

Dazu plagte sie noch eine andere Sorge: Hans kam an Ostern aus der Schule. Was sollte denn aus ihm werden? Lehrgeld konnte sie keines zahlen, und ohne Lehrgeld gabs am Ende auch keine Lehrstelle. Sollte sie ihn als Tagelöhner bei den

Bauern arbeiten lassen? Es schien ihr schade um die Talente in dem Kopf ihres Hans. Und dann: sie war nicht mehr jung, der Tod konnte jedes Jahr anklopfen. Das Recht dazu hatte dieser sicher schon mehr als ein Jahr. Was sollte aber aus dem armen Hans werden, wenn sie nicht mehr lebte?

Einen Trost gab ihr der Knabe immer noch. Er war brav im Grund des Herzens. Das Beten hat er sich nie zweimal heißen lassen. Am Samstagabend betete er mit ihr den Rosenkranz und die Litanei. Um keinen Preis hätte er am Sonntag die Kirche veräußt. Bei Tisch, wenn er aus der Kirche kam, erzählte er dem „Großl“ die Predigt, wie wenn er sie selber gehalten hätte.

Freilich nach dem Mittagessen war der Hans wieder verschwunden und erst wenn es Nacht wurde, schlich er zur Küchentür herein. Was hatte er den Sonntagnachmittag getrieben? Nichts Schlimmes! Er war an der Spitze seiner Schulkameraden in den Wald gegangen. Bald war es ein frohes, wildes Spiel, das sie trieben; bald saß der Hans hoch oben auf einer Tanne, um dem Neste eines Raubvogels einen Besuch zu machen; bald saßen sie in einem Wiesengrunde und schnitten „Mühlräder“, um sie im Bergbach laufen zu lassen; oder sie machten dort eine „Hammer Schmiede“, deren „Taktad“ man weit durch den Wald hörte; oder sie schnitten sich Feisen zum Konzert. Im Herbst aber wurden Kastanien gesucht und im Feuer droben an der Mauerecke gebraten. Die schmeckten den Buben besser als der Kuchen bei des Nachbärs Hochzeit.

Im Winter aber lockte das Eis auf den Wiesen zum „Schleifen“ und „Darren“. Die Darre, dieser kleine Handschlitten, bildete ein Stück der Kinderlosigkeit unseres Hans. Es grauste einem ganz, wenn man zufah, wie einer nach dem andern den Berg hinabsauste und im Tal mit knapper Not durch eine kühne Wiegung an dem tiefen Bach vorbeifuhr. Nie fiel er hinab. Hans fuhr meisterhaft die Wiegung aus. Wenn die Schule aus war und die Nachmittagschüler den Berg herabkamen, wurde regelmäßig beim Zusammentreffen eine Schneeballschlacht geliefert. Hans war ein Stratege, er verstand es, seine Scharen zu führen. Eines Tages schickte er seinen Freund, den Fatsöbele, mit einem Teil seiner Heeresmacht durch den tiefsten Schnee dem „Feind“ in den Rücken. Bis diese aber den weiten Bogen hinter den Berg überwunden hatten, wußte der Hans seinen Gegner durch ein Scheingefecht festzuhalten; dann stellte er sich, als ob er mit seiner kleinen Schar fliehe. Dabei wußte er so gut zu manövrieren, daß der Feind schließlich auf dem

Platze stand, wo die Abtheilung aus dem Kastanienwald über den Bergrücken kommen mußte. Das gab eine Ueberraschung, als der erste Schneeballen von oben in die feindlichen Reihen flog, als der fliehende Hans plötzlich zum Sturmangriff überging. Ein glänzender Sieg krönte den kleinen Feldherrn. Freilich als er nach Hause kam, drohte „das Großl“, er bekomme heute kein Mittagessen mehr; warum sei er so am Weg herumgelegen! Wohl nie ist ein Feldherr schmälicher behandelt worden, da er sieggekrönt vom Kriegsschauplatz heimkehrte, als der arme Hans. Allein der Hans war und blieb auch hier ein Held. Er verzichtete freiwillig auf sein Mittagessen. Es war aber nicht der Trost, der nicht essen wollte, nein, Hans ging an seine Arbeit fröhlich und heiter wie sonst. Er sagte sich: „Es geschieht mir recht, wäre ich heimgegangen!“

An Ostern also kam Hans aus der Schule. Und was sollte aus ihm werden? Das war die große Frage. Das „Großl“ ging im März an einem schönen Morgen ins Tal hinab in die Kirche. Als diese aus war, wartete sie auf dem Weg zwischen der Sakristei und dem Pfarrhaus auf den Pfarrer.

„Gute Frau“, sagte der Pfarrer, „der Hans könnte studieren, so hat er Talent; aber er hat keinen Sinn dafür. Doch etwas Tüchtiges lernen sollte er. Wißt Ihr was, ich muß diese Woche nach Karlsruhe hinunter und da will ich mal sehen, ob ich einen Meister finde, der den Hans aufnimmt ohne Lehrgeld. Der Vormund muß eben dann mit ihm gehen.“

Betröstet ging das „Großl“ heim. Freilich das wußte sie, ein schönes Heimweh nach dem Buben wird es geben. Allein der Bub mußte etwas werden und sich auf eigene Füße stellen; denn sie fühlte es, ihre Tage waren gezählt. —

Der Pfarrer fand wirklich eine Lehrstelle bei einem Schneidermeister. Lehrgeld verlangte der Meister keines. Dafür sollte aber der Hans ein Jahr über die Lehr beim Meister bleiben. Als Hans hörte, er solle in der Residenz bei einem Schneider in die Lehre, da wurde er kreidebleich; es war ihm, als ob sein Herz nicht mehr schlage.

Als der Tag da war, fuhren der Gotti, der Pate, und der Vormund mit ihm in die Stadt. Ehe sie das Tal verließen, gingen sie noch in die Messe und sagten dem Pfarrer noch „Bisüt Gott“. Der gab dem Hans einen Brief in die Residenz mit und erzählte ihm, daß dort ein Jünglingsverein bestehe; in diesem werde er viele brave Kameraden finden, da solle er auch beitreten. Es war ihm so weh ums Herz. Er konnte nicht weinen; um so heißer brannte der trockene Schmerz.

Der Vormund machte mit dem Schneidermeister den Vertrag, mahnte den Hans, aufzupassen und etwas zu lernen und die „Klaufen“ aus dem Kopf zu lassen. Dann ging er mit dem Paten wieder zur Bahn und sie fuhren heim.

Nun wurde Hans in einen großen Saal geführt. Da standen allerlei Nähmaschinen und verschiedene Gesellen nähten und slikten darauf los. Als der Hans hereingeführt wurde, hörten sie alle auf und sahen den Ankömmling an. Hans meinte, er habe Hörner auf.

Jetzt begann für Hans eine böse Zeit. Er tat, ohne ein Wort zu sagen, was man ihn hieß. Aber bald rupfte der an ihm, bald schalt jener, schließlich kam der Meister und drohte mit Fortjagen, nannte ihn einen Bettelbuben. Hans konnte nicht essen, konnte nicht schlafen.

Nur ein Geselle hatte Mitleid. Er war freundlich gegen den armen Burschen. Da nahm sich Hans ein Herz und klagte ihm seine Not. Dieser tröstete ihn und meinte, das sei das Heimweh, das vergeht bald. Allein das Heimweh verging nicht, sondern wurde ärger.

Als Hans am Sonntag früh in die Kirche wollte, da hieß es zuerst noch Kleider forttragen; als er zurückkam, mußte er die Werkstatt aufräumen; bis er damit fertig war, zeigte die Uhr schon halb zwölf. Unwillkürlich dachte er an das heimatliche Saywarzwaldsdorf. Jetzt kommen die Kirchleute den Berg herauf in ihrem Sonntagstaat. Ein Friede der Ewigkeit ruht auf ihnen Gesichtern. Wie war es ihm so wohl ums Herz, wenn er mit den Kirchleuten am Sonntagmittag das Tal hinaufzog und dann die Halbe zum „Großl“ emporstieg. Und heute — keine Kirche, kein Gebet, nur Arbeit, harte Arbeit bis Mittag! Wieder packte das bittere Heimweh den armen Hans. Er stieg hinauf in sein Zimmerchen unter dem Dach, und dort schaute er durch das Dachfenster in die Richtung, wo die Heimat liegt und mußte. Da fing er an bitterlich zu weinen.

Bei Tisch mußte er sich Gewalt antun, an ein paar Löffel Suppe und einige Gabeln Gemüse hinabzuwürgen. Am Nachmittag ging er hinaus an den Bahnhof, um zu sehen, ob nicht Bekannte aus den Zügen steigen oder mit den abfahrenden heimreisen würden. Bei jedem Zug schaute er sich fast die Augen aus; aber unter den vielen Hunderten fand er kein bekanntes Gesicht. Traurig suchte er wieder die Wohnung seiner Lehrherren auf. Aber so oft er läutete, niemand öffnete. Da stand er nun auf der Straße. Hunger und Durst plagte den Leib und das Heimweh die Seele.

Die arme Hütte daheim mit dem Strohdach war doch eine Heimat. Sie fand er nie verschlo-

sen; in der Schublade des Tisches lag jederzeit Brot und ein Messer, und der Brunnen hinter dem Hause spendete kristallhelles Quellwasser.

Wieder ging der arme Hans zum Bahnhof. Da stand ein Zug. Der Mann mit der Karpe rief die Stationen. Eben nannte er eine Station, und hinter dieser Station lag ein Schwazwaldsdorf und das war seine Heimat. Drei Stunden mußte er von der Station laufen und er war daheim beim „Großl“.

Soll er nicht einsteigen und mitfahren — fort von der Stadt, fort von der Schneidewerkstatt? Er will doch kein Schneider werden! Aber — was würden der Pate und der Vormund sagen, wenn er jetzt heimkäme?

Hans kehrte wieder um. Als er wieder anlautete bei seinem Meister, war das Dienstmädchen daheim und machte dem Hans auf. Die Herrschaft war noch nicht zu sehen. Hans stieg in sein Dachstübchen hinauf. Müde und abgehärtet legte er sich auf sein Bett, und nun kam der glückliche Schlaf, der ihn doch für einige Stunden sein Elend vergessen ließ.

Die kommende Woche mußte er auf den Tisch zu zwei Gesellen sitzen und das Nähen lernen. Er meinte, der Rücken breche ihm entzwei und er habe keine Beine mehr. Wenn er so da saß, war sein Geist daheim in den Bergen bei seinen Kameraden. Ein Rippenstoß, ein Donnerwetter rief ihn aus seinen Träumen in die Wirklichkeit zurück. Bauerntölpel, Mistkäfer und deraartige Ehrentitel bekam er jeden Tag zu hören. Das verletzete ihn tief, denn er hatte ein feines Ehrgefühl.

Am Donnerstag war Feiertag. Daheim zog die Prozession durch die Fluren. Die ganze Gemeinde ging mit. Hans war der Meinung, an Christi Himmelfahrt sei auch in der Residenz Feiertag. Morgen wollte er aber sicher in die Kirche und dann zum Pfarrer, um ihm den Brief zu bringen. Allein statt in die Kirche ging es in die Werkstatt bis zwölf Uhr; dann war Feierabend.

Noch nie war dem Hans alles so verleidet wie heute. Alles tat ihm weh und doch wußte er nicht, wo es ihm fehlte. Nur das eine war ihm klar; wenn er daheim wäre, würde alles gut sein. Nach Tisch ging er wieder in sein Dachzimmerchen hinauf und schaute gegen seine Heimat hin.

Wie er so da stand, kam das Dienstmädchen herauf und brachte ihm einen Brief. Hans nahm ihn ganz ehrfurchtsvoll in die Hand. Es war der erste Brief, den er im Leben erhalten hatte. Als das Mädchen weg war, las er zunächst die Adresse. Ja der Brief gehörte wirklich ihm. Von wem

mochte er sein? Hans machte ihn auf und las also:

„Lieber Hans!

Jetzt ist es schon zwei Wochen, daß Du fort bist. Ich muß immer an Dich denken. In der Nacht kann ich gar nicht schlafen. Ich denke immer, wie wird es meinem Hans gehen bei den fremden Menschen. Auch fürchte ich mich, ich bin ganz allein. Der Jakobele fragt jeden Tag, ob Du bald wieder kommen wirst. Du hast am Ende auch Heimweh und das ist arg. Hans, gehe auch in Deine Kirche und habe Gott vor Augen.

Dem Nachbar sein Knecht ist krank geworden. Jetzt findet er keinen und er hat zu mir gesagt, wenn nur jetzt der Hans da wäre, der könnte mir jetzt helfen, ich gäbe ihm einen schönen Lohn.

Ich habe zwei Tage an diesem Brief geschrieben. Ich sehe es nimmer gut und bringe auch die Gedanken nimmer so zusammen.

Nun behüt Dich Gott und das heilige Kreuz.  
Dein altes Großl.“

Zimmer und immer wieder las Hans den Brief. Wie ein Zentnerstein lag es ihm auf dem Herzen. Wie glücklich wäre er, wenn er beim Nachbar, dem Rätebur, Knecht sein könnte, und das Großl hätte dann auch jemanden bei sich. Am Sonntag kam er dann auch in die Kirche. Hier aber ist es zum Sterben. O diese Stadt mit ihren Häusern und stauwigen Straßen! Diese Werkstatt mit den bösen Menschen! Keine Berge, keine Täler! Kein Glaube, keine Liebe! Nein, hier müßte er sterben.

„Und ich werde kein Schneider!“ rief der arme Hans zum Fenster hinaus, so daß er selber darob erschraf. „Und ich geh' heim und wenn's den Kopf kostet!“ sagte er dann vor sich hin. „Ich werde Knecht beim Rätebur.“

Hans holte seinen Handkoffer aus der Ecke und packte seine paar Sachen zusammen, entschlossen, heute noch abzureisen. Aber wie das Haus verlassen? Einfach durchbrennen? Nein, das wäre ihm doch zu feig! Er stand am Dachfenster und überlegte hin und her.

Wie er so dastand, ging die Türe auf und der Meister trat herein. Hans war einem Augenblick verlegen, dann aber sagte er es dem Meister frei und frank heraus: „Ich will kein Schneider werden. Ich will wieder heim und will Knecht beim Rätebur werden!“

Der Meister war überrascht und wußte anfangs nicht, was er machen sollte. Allein, je länger er es sich überlegte, desto mehr mußte er es sich sagen:

aus dem Hans ist kein Schneider zu machen, denn er hat kein Sichelleder. Es ist gerade, wie wenn man eine Amsel im Käfig als Singvogel in die Stube hängt. Das arme Tierchen sitzt traurig im Käfig und hat keine Lust zum singen. Die schönen Lieder kann es nur singen in den Wäldern, in Gottes freier Natur. Im Käfig findet es keine Lieder.

Kurz und streng sagte der Meister dem armen Hans: „Gehe nur heim und sage deiner Großmutter, sie solle dich Bauer werden lassen, einen Schneider gäbst du doch nicht!“

Diese grobe Rede des Meisters war für Hans eine Erlösung. Mit wenig Säzen war er unten an der Haustüre. Als er vor dem Hause stand, schaute er noch einmal hinauf, dann aber ging's dem Bahnhof zu. So glücklich war der Hans noch nie im ganzen Leben gewesen wie heute. Eine arme Seele, die aus dem Fegfeuer erlost wird, kann kaum glücklicher sein.

Am Bahnhof fragte der Hans, wann der Zug nach K. abgehe. Der Beamte war ganz barsch und sagte: „In zehn Minuten.“

Jetzt aber kam eine andere Frage: Hast du auch Geld zu einem Billett? Ja, das Billett kostet Geld, und ohne Billett darf niemand fahren!

Hans zählte sein Geld noch einmal. Es waren eine Mark und dreißig Pfennig. Mit klopfendem Herzen ging er an den Schalter und fragte: „Wieviel kostet ein Billett nach K.?“

Die Dame am Schalter schaute den kleinen Reisenden etwas mißtrauisch an und sagte ihm dann: „Eine Mark vierzig!“

Hans war in arger Verlegenheit. Ein Herr, der hinter ihm stand, merkte es und fragte: „Gelt, mein Junge, das Geld reicht nicht mehr? Wieviel fehlt dir denn noch?“

„Zehn Pfennig“, sagte Hans.

Der Herr gab sie ihm, und der Hans bekam sein Billett. Er konnte es nicht erwarten, bis der Schaffner die Heimatstation ausrief. Schon auf der vorletzten Station stand er marschbereit. Wie war es ihm so wohl ums Herz, als er die heimatlichen Berge wieder sah. Er hätte aufjauchzen mögen vor Freuden.

Als er vor der Station draußen war, nahm er den Koffer auf die Achsel und marschierte das Tal hinein. Bei der Kirche unten verließ der Hans die Straße und schlug einen Bergpfad ein, er wollte nicht den vielen Leuten begegnen. Nach einer Stunde war die Höhe erreicht. Nun konnte er hinübersehen zur heimatlichen Hütte. Wie lag sie so friedlich da! Vor dem Hause saß das Großl und daneben stand der Rätebur und seine Frau.

Hans stellte seinen Koffer ab, setzte sich darauf und sah hinüber zur Heimat. Es war ihm, als sei er schon Jahr und Tag fort. Die letzten Wochen hatten ihn sehr ernst gemacht; von jetzt an wollte er tüchtig angreifen bei der Arbeit. Das Großl aber soll es gut bei ihm haben: sie muß den Lohn bis auf den letzten Pfennig in Empfang nehmen.

Der Rätebur stand noch beim Großl, als der Hans den Garten herauf kam; sie hatten es gerade vom Hans. Das Großl sollte schreiben, daß der Hans heimgehe und dem Rätebur helfe, er bestimme keinen Knecht und jeden Hergelaufenen möchte er auch nicht ins Haus aufnehmen.

Auf einmal sagte der Rätebur den Garten hinab und rief: „Ha! jetzt braucht Ihr nicht zu schreiben, da kommt er ja!“

Das Großl war wie aus den Wolken gefallen. Sie ging ihm entgegen. Der Hans aber sagte schon, ehe er den Koffer abgestellt hatte, zum Großl: „Ich habe wieder heim müssen. Ich wäre sonst vor Heimweh gestorben.“

Nun ging's ans Erzählen den ganzen Abend. Der Rätebur machte noch am gleichen Abend den Lohn aus. Der Hans sollte für das erste Jahr 80 Mark und Kost bekommen. Wenn er brav sei, wolle ihm die „Büri“ noch einen Werktagsanzug machen lassen. Wenn ein Stück Vieh verkauft wird, soll der Knecht auch nicht vergessen werden.

Und der Hans war der schäffigste Mensch, den es auf dem Hof je gegeben hat. Im Wirtshaus hat man den Hans keine drei Mal im Jahr gesehen, auch als er schon zur Musterung kam. Der Rätebur zahlte ihm bald dreihundert Mark und war froh, daß der Hans bei ihm blieb. Das Geld gab der Hans bei Heller und Pfennig dem Großl, die aber gab es wieder dem Bauer, damit er es auf die Sparkasse tue.

Als die Musterung kam, nahmen sie ihn zu den Festungskanonieren. Dieses Mal gab's aber kein Heimweh mehr. Der Hans war einer der strammsten Soldaten. Als die Dienstzeit bald vorbei war, nahm ihn mal der Hauptmann beiseite und sagte ihm: „Hans, du solltest bei uns bleiben, du könntest dein Glück machen.“ Der Hans aber meinte, da müsse er doch zuerst das Großl fragen. Ueber den Sonntag ging der Hans in Urlaub nach Hause. Das Großl redete mit dem Bur und dann meinte sie: „Hans, daheim ist's doch am schönsten,

und wenn man sein eigenes Haus hat, so ist man ein freier Mann. Tue es mir zulieb. Mir wäre es arg, wenn du bei den Soldaten bleiben würdest. Du kannst da oben auch dein Glück machen.“

Der Hans ging wieder in die Garnison und diente fertig. Als der Dienst zu Ende war, machte ihn der Hauptmann zum Unteroffizier. So etwas war schon lang macht mehr in der Kompagnie vorgekommen.

Daheim wurde der Hans wieder Knecht beim Rätebur. Der aber sagte eines Tages zum Hans, ob er nicht ein Stück von seinem Feld haben wolle, er verkaufe es. Sie waren bald handelseins; die Ersparnisse reichten dazu, die Hälfte gleich bar zu bezahlen.

Der Hans bestellte das kleine Gut nebenher, während er noch beim Bur diente. Dieser hatte an dem fleißigen jungen Nachbar seine Freude und sorgte für ihn, wie ein Vater für seinen Sohn sorgt. Der Hans und der Jakob, der Sohn des Hauses, waren die besten Freunde geblieben. Sie waren im Hause wie Brüder.

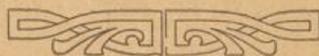
Der Bauer hatte schon längst einen Plan. Ueber dem Berg drüben wohnte ein Bauer; der hatte eine Tochter. An einem Sonntag ging nun der Rätebur nach der Kirch mit dem Vater des Mädchens nach Hause. Unterwegs tranken sie einen Schoppen zusammen. Dabei redete er dris und das, um herauszumerken, ob der Hans wohl anknöpfen dürfe.

Gegen Abend kam der Rätebur zum Großl und sagte ihr, sie solle jetzt dem Hans nur Mut machen, daß er ans Heiraten denke.

Nach zwei Jahren stand an der Stelle der alten Hütte ein schönes neues Bauernhaus und darin wohnte der Hans mit dem Großl und seiner Frau, der Marianne.

Der Hans zählte erst 35 Jahre, als die Bürger ihn zum Bürgermeister wählen wollten, da weigerte sich aber der Hans. Um keinen Preis der Welt hätte er das Amt angenommen. „Ich will frei sein und mein Sach schaffen“, sagte er.

Wenn jemand fort in die Stadt wollte, dann warnte der Hans und sagte: „Bleib daheim, daheim ist es am schönsten. Ein Bauer auf seinem Gut ist ein König gegen den Stadtherrn“. Wenn das nicht half, dann erzählte er die Geschichte vom Hans, der beinahe vor Heimweh gestorben wäre.



## Wie der „rote Peter“ an den Galgen kam.

Von Ernst Henninger.

Das Gotteshaus Ettenheimmünster war ein reiches Kloster. Es besaß namentlich herrliche Waldungen, die vom Freiamt Ottochwanden bis weit hinab ins Schuttertal sich versenkten und heute noch den Stolz des badischen Fiskus bilden. In diesen Wäldern hatte sich im 18. Jahrhundert viel lichtscheues Gesindel eingenistet und führte da ein freies, frohes Räuberleben. Zu den schlimmsten dieser Sorte gehörte der sogenannte „rote Peter“. Er hieß Peter Hartmann, stammte aus Kurmainz und hatte sich in den fünfziger Jahren in das Gebiet des Klosters Ettenheimmünster begeben. Aber da es ihm auf die Dauer allein doch zu langweilig war, hatte er sich eine Frauensperson beigezellt, das sogenannte „Ottochwander Kätherle“. Diese beiden lebten nun fröhlich auf Kosten des Klosters, dem sie alles stahlen, was sie brauchten und so lange sie nur das Kloster bestahlen und nicht die einzelnen Bauern, hatten sie ziemlich Ruhe und die Bauern lachten sich höchstens den Budel voll, wenn das Kloster zu Schaden kam. Mit der Zeit jedoch wurde der „rote Peter“ und sein Kätherle immer frecher. Sie drangen auch in einzelne Bauernhöfe ein, besonders wenn das Kätherle Geld ansponniert hatte. Jetzt wurden auch die Bauern warn. Sie taten sich zusammen und hielten auf das Räuberpaar Jagd ab. Anfangs Januar 1758 gelang es ihnen, die beiden zu fangen. Der „rote Peter“ und sein Kätherle wurden im Triumph nach dem Kloster Ettenheimmünster abgeführt und dort hinter Schloß und Riegel gesetzt. Der Peter hatte über 100 Gulden gestohlen und gestand seine Taten offen ein. Da nach damaligem Recht die „peinliche Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V. galt, war der „rote Peter“ dem Galgen verfallen. Aber der Grund und Boden des Gotteshauses galt als heilig; auf ihm durfte kein Todesurteil vollstreckt werden. Darum wurde der „rote Peter“ an die fürstliche Stadt Ettenheim ausgeliefert. Dort sollte das Halsgericht zusammentreten und das Urteil vollstrecken. Er kam nach Ettenheim in den sogenannten „Herrschaftsturm“. Dieser Turm stand einst zwischen dem Freihof und der jetzigen Drogerie Bögele. Von dort aus konnte der Peter die Endstationen seines Lebens betrachten: Das Hochgericht, die Kirche und den Friedhof.

Unterdessen gingen die Boten aus, um die Gerichtsherrn zusammenzurufen. Es waren dies der fürstbischöfliche Oberamtmann, die Ratsherren der Stadt Ettenheim und die Schulzen der fürst-

bischöflichen Orte Grafenhausen, Skappel, Ringsheim, Münchweier und Altdorf.

Die Urteilsfällung war einfach; denn wie gesagt war der Peter geständig und das Urteil: Tod durch den Strang stand fest.

Aber nicht so einfach war die Urteilsvollstreckung. Ettenheim hatte damals keinen Galgen und die einzelnen Zimmermeister weigerten sich, ein so unehrliches Geschäft wie Galgenbau zu verrichten. Aber der Oberamtmann wußte Rat. Durch strengen Regierungsbefehl wurden alle Zimmermeister des Amtes nach Ettenheim kommandiert und von hier aus mußten sie gemeinsam in den Wald, mußten das Gehölz fällen, zurichten und gemeinsam den Galgen herstellen. Jetzt konnte keiner dem anderen den Vorwurf eines „Galgenzimmermannes“ machen.

Während dieser Zeit nahm sich der Stadtpfarrer von Ettenheim des armen Peters an. Der Peter bereute alle seine Sünden aufs schmerzlichste, beichtete und empfing die hl. Kommunion.

So war alles gerichtet für den großen Tag der Hinrichtung am 28. Januar. Es war gleichsam ein Festtag für den ganzen Bezirk. Aus der ganzen Umgegend kamen die Leute, um das Schauspiel zu sehen. Am frühen Morgen wurde der Peter in die Kirche geführt, um der hl. Messe beizuwohnen und zu kommunizieren. Dann kam er hinunter vor das Rathaus. Dort las ihm der Oberamtmann das Todesurteil vor, zerbrach der Stab über ihn und warf ihm die Stücke vor die Füße. Jetzt begann der Zug zum Hochgericht. Vorauf gingen die Schulkinder mit den Lehrern, dann kamen die Stadtsoldaten, dann auf einem Wagen der „rote Peter“ und der Stadtpfarrer, der ihm Trost zusprach. Hinter dem Wagen ritten die Amtsherrn mit ihren schwarzen Amtsmänteln. So ging der Zug langsam das Thomastor hindurch zum Hochgericht an der Ringsheimer Straße. Dort angekommen, ermahnte der „rote Peter“ das Kätherle, sie solle jetzt ein besseres Leben führen, dann bestieg er unter Beten den Galgen und starb.

Als der „rote Peter“ tot war, wurde das Kätherle gebrandmarkt und aus dem Lande hinausgejagt. Die Ratsherren ritten in die Stadt zurück und hatten dort in der „Somme“ auf Kosten der Herrschaft ein Essen und einen Trunk.

Das war der Tod des „roten Peters“ und die letzte öffentliche Hinrichtung in Ettenheim.

■ ■ ■

## Du sollst keine fremden Götter neben mir haben.

Skizze von Marie Wasserburg.

Der Novembersturm schüttelt die Kronen der alten Ulmen, die letzten nassen Blätter reißt er herunter, wirbelt sie vor sich her, bis sie hinter dem mächtigen Leib einer Sphinx ein geschütztes Plätzchen zum Ausruhen finden. Durch die Allee, welche zu dem im Hintergrund liegenden burgartigen Gebäude führt, kämpft sich, dem Wind entgegen, ein junger Mann. Der aufgestülpte Kragen seines Wettermantels vermag ihn kaum vor der Unbill der Witterung zu schützen, und erleichtert atmet er auf, als er die steile Wendeltreppe, die zu dem Eingang führt, erreicht hat. Spähend übersieht sein Auge das von dunklem Eisen umspinnene Haus, dessen Fenster selbst hinter dichten Ranken verschwinden.

„Nicht Lust, nicht Licht!“ murmelt er, indem er die Treppe hinaufsteigt. „Nun, bei diesem Wetter ist's ja weiter kein Schaden.“

Auf sein Läuten öffnet sich geräuschlos die schmale Eichentür, die in das Innere des eigenartigen Gebäudes führt, das einen geheimnisvollen, auf Fremde geradezu ängstigenden Eindruck macht. Der heutige Besucher schien jedoch hier bekannt zu sein. Achtlos warf er den Mantel über einen der kostbaren Stühle.

„Tante zu sprechen?“ fragte er die ihm entgegenkommende alte Frau, die halb Dienerin, halb Vertraute, ihm zunickte. Ohne deren Antwort abzuwarten durchschritt er die Halle, welche in dem grünen, durch eine von der Decke herabhängende Ampel verbreiteten Licht einen geisterhaften Eindruck machte. Nach kurzem Klopfen an einer der hier mündenden Türen betrat er ein behaglich eingerichtetes Damenzimmer. Tief in den Schaukelstuhl gelehnt, saß eine Dame in den mittleren Jahren, ganz versenkt in ein kleines, vergriffenes Buch. Auf dem Tischchen ihr zur Seite sang die Kaffeemaschine ihr trauliches Lied. Die Flammen des Kaminfeuers huschten über die phantastisch Bekleidete, ließen das goldseidene Tuch, das sie turbanartig um den Kopf geschlungen, wie Gold ausleuchten. Ein loses, schwarzes Samtkleid, um die Hüften ebenfalls von einer gelben Kordel zusammengehalten, umfloß den hageren Körper.

„Tag, Tante, wie geht's?“, begrüßte der Eingetretene mit einer gewissen Nachlässigkeit die Dame. „Bist ja höchst imponierend hergerichtet. Erwartest wohl Besuch?“

„Meine stille Klausur wird von Hilfesuchenden nie leer!“ Langsam und pathetisch fielen diese

Worte von ihren Lippen. „Seit jedoch die Kriegsfurie entfesselt . . .“

„Na, na, Tante, steig nur herab, wir sind ja unter uns“, lachte der Besucher. „Da hat doch der Fokus-Pokus weiter keinen Zweck“. Immer noch lachend zog er sich einen Sessel heran. „Gib mir lieber eine Tasse Kaffee, den Saß lasse ich dir für die Kunden“, schloß er spöttisch.

Ohne an dem respektlosen Benehmen ihres Neffen Anstoß zu nehmen, reichte die Tante demselben den duftenden Trank.

„Warst lange nicht da, Paul“, sagte sie. „Aber Spaß beiseite, seit dem Krieg weiß ich mir vor Arbeit nicht zu helfen. Alle Welt will von mir das Ende desselben erfahren.“

„Und was antwortest du?“ lachte der junge Mann. „Bardon, die Karten, oder ist's der Kaffeesaß?“

Die Dame richtete sich kurzengerade in die Höhe. Den Kopf in den Nacken werfend, sagte sie, ihren Neffen scharf zurechtweisend: „Bitte, ich bin Phrenologin.“ Dann aber setzte sie wieder in ihrem Bühnenpathos hinzu: „Wenn die Rosen blühen, wird es Friede sein.“

„Es könnte aber noch anders kommen, Tante“, zweifelte Paul. „Und dann bist du böß blamiert.“

„Dummer Junge“, meinte die Tante mitleidig lächelnd. „Sind erst einmal die Leute in meinem Audienzsaal angelangt, dann sind sie mir auf Gnade oder Ungnade verfallen.“

„Ich möchte für mein Leben gern einmal einer solchen Sitzung bewohnen“, sagte Paul sinnend. — „Das Vergnügen kannst du gleich haben. Wenn du dich ganz still verhalten willst . . . die Dame muß gleich kommen.“

In diesem Augenblick betrat die eigenartige Empfangsdame das Zimmer und meldete, daß die Erwartete bereits seit zehn Minuten hier sei.

„Führe sie hinein“, bedeutete ihr die Phrenologin. „Wo sagtest du heute morgen, daß ihr Sohn stände? In Belgien?“

„Nein, in den Argonnen. Und vergiß nicht, seit drei Wochen hat sie nichts mehr von ihm gehört.“

Nachdem Paul den ihm angewiesenen Platz hinter dem schweren Türvorhang, durch dessen Spalte er das nebenanliegende Zimmer übersehen konnte, eingenommen hatte, raufchte die Tante hinaus. Die Falten der seidengefütterten Schleppe ihres Samtkleides knisterten auf dem Teppich, als sie in imponierender Haltung langsam ihrem Platz zuschritt. Der kleine, aber hohe Raum, wie

alle Empfangszimmer in diesem Haus ohne Fenster, erhielt sein Licht durch eine Glaskuppel von oben. Die von violettem Samt bezogenen Wände, die mit Sternen besetzt waren, das feierliche Licht der Wachskerzen, die in großer Anzahl auf Armleuchtern brannten, die tiefe und doch leise Stimme der Phrenologin, dies alles brachte einen sinnverwirrenden Eindruck hervor.

„Jeder soll eine Königin“, murmelte Paul, indem er seiner Tante bewundernd nachblickte.

„Kein Mensch würde ihre niedere Herkunft vermuten.“

Und er hatte Recht. Niemand hätte der Jüngsten von den neun Kindern des Flickschusters Kuhn die zerrissenen Schürzen und das ungewaschene Gesicht heute mehr angesehen. Mit siebzehn Jahren hatte Klara Kuhn in Baden-Baden, wo sie in einem großen Hotel Zimmermädchen war, Gelegenheit, einer dort wohnenden französischen Schauspielerin einen nicht unwesentlichen Dienst zu leisten. Diese, der das anstellige Ding gefiel, nahm Klara mit nach Paris, von wo sie nach zehn Jahren mit ein paar taufend Franken, dem klangvollen Namen Clarie Vermo und ihren Karten zurückkehrte. Sie ließ sich in der Großstadt nieder, doch erst als sie in den Besitz der „Burg“ kam, ward ihr voller Erfolg. Ihre Truhen füllten sich mit Gold und Silber, denn sie nahm, wie sie sich in ihrer beruflichen Blumensprache pathetisch ausdrückte, „ebenso gern den Taler der Witwe wie die Banknote des Finanzmannes“. Autos wie Karossen hielten vor der Tür, doch gab es auch viele, die im Schutz der Dunkelheit mit einem Rest von Scham die alte Ulmenallee entlang schlichen.

Auch Anna von Bohlen gehörte zu diesen. Länger als drei Wochen hatte sie von ihrem Einzigen nichts mehr gehört. Ihr Einziger, der blühend hinausgezogen in den Kampf. Noch nicht neunzehn Jahre alt, ging er mit mutigem Herzen, begierig den Sieg zu erringen, von ihr. Dabein lag die Mutter in heißem Ringen mit Gott auf den Knien. „Du nimmst mir den Mann, die Kinder“, stöhnte sie, aber meinen Letzten, o Gott, meinen Letzten mußt du mir lassen“. Wohl betete sie voll Inbrunst, doch ohne Ergebung in den göttlichen Willen, so blieb ihr Trost versagt. Der Versuchter gewann Macht über sie, der Tag kam, da sie Einlaß begehrend vor der schmalen Tür der Burg stand. Mit klopfendem Herzen, fest überzeugt, des Schicksals Stimme zu hören, betrat sie den Raum, in dem hinter einem mächtigen Eichentisch Madame thronte. Einige Minuten herrschte lautlose Stille. Das bläuliche Licht ließ die Züge der Phrenologin geisterhaft erscheinen,

die ganze Umgebung wirkte so gewaltig auf die Nerven, daß sich Frau von Bohlen, unfähig sich länger aufrecht zu halten, auf einen Sessel niedersinken ließ. Nun begann die „weise Frau“ in monotoner Weise allerlei Belangloses aus den Karten zu schwätzen, um dann plötzlich in einen feierlichen Ton überzugehen.

„Sie sind hier, hier bei mir“, sagte sie mit ihrer tiefen, klangvollen Altstimme. „Fühlen Sie, wie der Schleier sich hebt, ferne Länder vor Ihnen erstehen . . ., wie Ihr Körper dem Herzen naheit, von dem er die ganze Zeit getrennt war, zu jenem Wesen, das Ihnen das Liebste auf der Welt —“ Dann fuhr sie, die hageren Hände an die Schläfen gepreßt, mit visionärem Ausblick fort: „Ich sehe einen Wald . . . dunkle Tannen . . . alte Eichen . . . o schrecklich . . . sie wölben sich über Eichen . . . wie die verglasten Augen starren. Ein junger Held . . . er reitet Patrouille . . . In den Wipfeln Mörder. Sie haben das Gewehr auf ihn angelegt . . . Er reitet weiter, da ein Schuß . . .“

Das Letztere stieß sie förmlich schreiend heraus. Dann fiel ihr Kopf schwer auf die Tischplatte nieder. „Ich kann nicht mehr!“ stöhnte sie, „kann nichts mehr sagen . . .“

Es war auch gar nicht nötig. Frau von Bohlen hatte übergenug. Von maßlosem Grauen erfüllt, wollte sie hinaus. Einem Automaten gleich schleppte sie sich nach ihrer Wohnung, wie im Traum öffnete sie den Vorplatz, ließ in dem Zimmer angekommen, das Licht aufstammen.

„Mutter!“ Mit diesem Jubelruf stürmte ihr Junge auf sie zu.

Wie zur Bildsäule erstarrt, blickte die Mutter entsetzt auf ihren Sohn. Dann sank sie mit einem markerschütternden Schrei bewußtlos zu Boden.

„Mutter, ich bin's ja, komm doch zu dir!“ flehte dieser verzweifelt. Wie hatte er sich auf die Ueberraschung gefreut, wie seinen Glückstern gepriesen, der ihn in dienstlicher Angelegenheit für einige Tage nach Hause geführt! Und das war das Ende! Wohl hatte die alte Magd gewarnt. „Lassen Sie's sein“, meinte sie besorgt. „Nach all der Angst, es könnte Ihr Tod sein!“

„Bah, dumme Eva“, hatte er da übermütig gelacht, „Freude tötet nicht!“ — — — —

Im Sanatorium zu R. schreitet Frau von Bohlen ruhelos über Treppen und Gänge. Jeden, der ihr begegnet, hält sie an. „Wissen Sie schon“, flüstert sie, die Augen vor Entsetzen geweitet, „mein Sohn, mein Einziger, ist gefallen! In den Argonnen. Er ist gekommen und hat es mir selbst gesagt . . . denken Sie nur, selbst gesagt . . .“

■ ■ ■

## Meine Kriegserlebnisse bei den Fliegern.

Von Otto Behrens.

Die Blockade der englischen Küste hatte begonnen. Wir bekamen plötzlich den Befehl, daß ein Teil unserer Station unverzüglich nach M. . . verlegt werde, dem Hauptstützpunkt unserer braven Unterseeer. Ein langer Automobilschleppzug brachte uns nach einer Tagereise an unseren Bestimmungsort. Natürlich gabs hier viel Arbeit: Pfähle einrammen, Zelte aufschlagen — was bei dem heftigen Sturm an der Küste gar nicht so einfach war — und aufmontieren der Maschinen. Wir arbeiteten die ganze Nacht durch beim Lichtschein von Magnesiumfackeln.

Zwei Tage und zwei Nächte hatten wir nicht geschlafen und waren recht erschöpft, aber ans Ausruhen dachte keiner. Wir wollten gleich daran gehen, die neu zusammengesetzten Maschinen einzufügen, und als der mir unterstellte Doppeldecker fertig war, schickte ich eine Ordonnanz zum Fliegerleutnant H., dem ich für gewöhnlich als Begleiter zugeteilt wurde. Der Leutnant war bereit, sofort aufzusteigen, denn er hatte seinen Auftrag für diesen Abend schon in der Tasche. Es gibt kein idealeres Abfluggelände, als den gleichmäßigen, festen Nordseestrand; nach kurzem Anlauf waren wir vom Boden. Wir beschreiben noch ein paar Achten über dem Strand, an dem eine Anzahl Unterseeboote im seichten Wasser ruhten, dann ging's meерwärts. Unsere Aufgabe bestand darin, an der englischen Küste nach feindlichen Handelsschiffen Ausschau zu halten. Dabei hatten wir über dem Kanal einer ganz bestimmten Linie zu folgen, in welcher unsere Unterseeboote kreuzten; diese hatten wir zu verständigen, wenn ein Schiff in Sicht kam. Die Orientierung war nicht schwer, aber man mußte Augen wie ein Luchs haben!

Wir verloren die Küste allmählich aus den Augen und befanden uns mitten über dem Meere. Ein eigenartig nerventigendes Gefühl: über einem der Himmel und unten nichts als die unermessliche Wasserwüste, deren Brausen dumpf heraufklingt. Man hätte es jedenfalls nicht gerne, wenn der Motor jetzt plötzlich versagte!

Wir flogen 50 Meter hoch, um auch den Wasserspiegel beobachten zu können. Die heftigen Vibrationen taten uns nichts. Leutnant H. am Steuer parierte jeden Windstoß ganz meisterhaft, so daß unsere Maschine im Gleichgewicht blieb. Ich spähte mit dem Feldglas eifrig den Horizont ab, der in weiter, grauer Ferne mit dem Meer zusammenfloß; doch nichts war zu sehen, kein Mast, kein Segel, nicht einmal ein Rauchwölkchen, das die Nähe

eines Dampfschiffes verraten hätte. Ich war enttäuscht, denn ich hoffte bestimmt, irgendwo eine englische Kahn — wahrscheinlich unter neutraler Flagge — zu finden, auf den wir einen Unterseeer heben konnten! Doch was war das? — — Klang es da nicht wie das Pfeifen einer Maus? — — H. und ich sahen es zu gleicher Zeit: Es ragten zwei feine Röhrrchen (sie schienen uns wenigstens sehr dünn und klein) aus den stutenden Wellbergen und gaben diese merkwürdigen Töne ab. Natürlich ein Unterseeboot! Es konnte aber ein feindliches sein, also Vorsicht! Natürlich war unsere Geschwindigkeit bedeutend größer, so daß wir im Nu über das Boot hinwegesflogen waren. Wir beschreiben daher ein paar enge Kreise, um den Unterseeer näher in Augenschein zu nehmen. Da tauchte er langsam aus dem Wasser empor, wie ein riesiger Fisch.

Die Plattform kam zum Vorschein, und der Deckel eines kreisrunden Loches wurde geöffnet. Ein Seeoffizier und ein Maat im Delzeug, einen Südwesten auf dem Kopf, traten heraus. Der Offizier grüßte herauf und schwenkte eine kleine Flagge. Es waren Unsrige.

Leutnant H. nahm den Bordwimpel und tauchte mit dem Boot Signale aus. Weder das Boot noch wir hatten eine Beute entdeckt.

Wir beschreiben noch einige Kreise und hielten von neuem Ausschau. Halt, stopp, sollte da nicht — — — Ich spähte angestrengt nach vorn. Schien es mir da doch, als wenn ich ganz fern einen feinen dünnen Rauchstreifen wahrnehme! Ich machte H. aufmerksam, und dieser gab ein Zeichen nach unten. Der Bootsmann lugte mit seinem geübten und scharfen Seemannsang nach der bezeichneten Richtung, und was ich durch das Glas mit Mühe gesehen hatte oder zu sehen glaubte, bestätigten ihm seine bloßen Augen. Dort war ohne Zweifel ein Schiff. Welche Freude! Wer dächte in solchen Augenblicken noch an Gefahr, die zwischen Himmel und Wasser drohen könnte! — Nur den einen Wunsch hatte ich, nur den einen: Wäre es doch nur gleich ein Schiff mit einem englischen Truppentransport, daß wir helfen könnte, ihn mit Mann und Maus auf den Meeresgrund zu versenken! Das war wenig „human“ gedacht, aber denkt England mit seinem Aus Hungersplan etwa menschlicher?

Wir gingen nunmehr wieder höher und sahen nur noch beim Rückwärtschauen, daß das Unterseeboot unserer Flugrichtung zu folgen sucht.

Nun ging's in schnurgerader Fahrt auf den immer deutlicher werdenden Rauchkreisen zu. Das war ein nervenspannendes Gefühl, wie wir näher und näher kamen und schon nach kurzer Zeit ein langes, schwarzes Etwas sahen, das nichts anderes als der Rumpf eines Schiffes war. Dann wurden die Linien deutlicher und deutlicher, so daß wir zwei Segorsteine erkannten, die mächtige Rauchwolken austießen. Auch an der Takelage erkannten wir bald, daß wir ein Handelsschiff vor uns hatten. Gewiß hatte man auch uns gesehen oder am Brummen des Motors kommen hören. Wir stiegen steil auf 500 Meter, denn man konnte ja nicht wissen —.

Noch ein paar Minuten, und wir sahen, es war ein Holländer! Große Enttäuschung! Aber wer weiß, ob es nicht doch ein englisches Schiff war, das die holländische Flagge mißbrauchte? Wir mußten es darauf antommen lassen und gingen bis auf zwanzig Meter Höhe über dem Wasserspiegel herab und umkreisten den Dampfer wie eine Seemöve. Unsere Zweifel verschwanden jedoch ganz, als wir dann sehen konnten, wie das Schiff ein breites Band in holländischen Farben rot-weiß-blau um den Rumpf trug. Dazu kamen am Backbord und am Steuerbord große Schilder mit dem Namen und der Aufschrift des Heimatsortes Rotterdam. Ich mußte lachen über die neugierigen Gesichter der Schiffsbemannung, die, halb ängstlich, halb erwartungsvoll, uns zu beobachten schienen. Die Leute saßen mit den nach oben gerichteten Gesichtern aus, wie Zigarrenstummel mit weißen runden Köpfen darauf. Wir wechselten mit dem Kapitän Flaggen-signale und fragten ihn auch, ob er keine englischen Schiffe gesehen habe, worauf er uns eine Antwort schuldig blieb, was wir ihm nicht übel nehmen konnten.

Wir flogen zurück und verständigten unseren Unterseeer, den wir nach längerem Suchen und Kreuzen endlich fanden.

Wir waren ungefähr eine Stunde unterwegs. Ein Blick auf das Benzinstandglas sagte mir, daß unsere Betriebsvorräte noch für mehrere Stunden reichten. So flogen wir wohl eine halbe Stunde an Englands Ostküste entlang und wollten schon

alle Hoffnungen aufgeben, als ich eine große grauschwarze Wolke vor uns zu sehen glaubte. Ich gab H. mit der Hand ein Zeichen, und gleich darauf schnitten wir uns gegenseitig recht verdächtige Gesichter! Da kam mit Volldampf ein Geschwader von fünf feindlichen Kreuzern angedampft. Wir hätten die Engländer schon eher wahrnehmen müssen, aber jetzt bemerkten wir erst an dem umschlagenden Wind, daß dieser Nebel mit sich führte. Die Maschine wenden und dem Motor Vollgas geben war das Werk einiger Sekunden. Jetzt galt es, unsere waderen Unterseeer zu finden! Wir gingen trotz der heftigen Windstöße auf 30 Meter herab und beobachteten mit brennenden Lidern den Meerespiegel. Und das Glück war mit uns! Schon nach kurzem Flug fanden wir ein Boot, dessen Kommandanten wir durch Signale verständigten. Dabei kam es zu einem kleinen Mißverständnis. Leutnant H. wollte zurückfliegen und durch Hin- und Herbretzen dem Boot den Weg zeigen, während der Seeoffizier uns aufforderte, weitere Boote zur Unterstützung zu suchen und zu verständigen.

Das war auch wohl das richtigere, denn ein Unterseeboot gegen fünf große Kreuzer war zu wenig. Wir begaben uns daher erneut auf die Suche und flogen kreuz und quer, ohne jedoch einen Helfer zu finden. Das war bitter. Dazu kam der immer dichter werdende Nebel, der uns zwang, um die Orientierung nicht zu verlieren, an den Rückzug zu denken. Wir flogen daher schwerbekümmert der belgischen Küste wieder zu und konnten nur noch zwei Unterseeer aus dem Hafen ihrem Kameraden zur Unterstützung schicken. Viel Hoffnung auf einen Erfolg konnten sie nicht hegen, denn es war schon zu viel Zeit indes verlossen, außerdem war das Meer mit einem ganz weißgrauen Nebelschleier bedeckt, so daß wir für unser Teil froh waren, wieder festen Boden unter uns zu haben.

Ein Ergebnis, wie wir es wünschten, hatte unsere Fahrt also nicht gehabt. Aber nun, wir kommen schon noch wieder hinaus — — dann wollen wir's besser machen!

■ ■ ■

## „Er war der Erste!“

Bild aus der Gegenwart. Von Sileja.

Als die Abendglocken durch das Schneetreiben des Dezembertages klangen, schritt die Dorfstraße herauf eine kleine gebückte Gestalt. Es ist die Mutter Mertens, die Witwe eines Holzschlägers,

die, seit der Krieg wüthet, der auch ihren Sohn, den braven Waldwärtler Karl, von ihrer Seite entführt hat, beim Herrn Oberförster drüben am Waldesrande das tägliche Mittagbrot bekommt.

Es ist nicht mehr wie billig, daß sie dafür der Mariam aufwaschen hilft und da und dort mit zugreift. Sie tut das gern und dankbar. Aber wenn der Abend hereinbricht, dann zieht es sie heim in ihr stilles, armes Stüblein, das ihre ganze Welt ausmacht. Dort steht ihr warmes Bett, dort hängen ihre frommen Bilder und mitten drin das ihres Karl als strammer Jäger des 8. Regiments. Wie schmutz er aussieht in seiner Uniforme. Hundertmal hat das Mutterauge sich schon darauf gerichtet, aber immer findet es neue Schönheiten. . . Auch heut wandert Mutter Mertens heim und bald brennt das bescheidene Petroleumflämmchen auf dem Tische, und die Kohlenlut vom Vormittag, durch ein paar rienspäne noch einmal im Ofen ansachend, setzt Mutter Mertens sich ein Schälchen Kaffee warm, dann macht sie es sich bequem, zieht den alten Ahnenstuhl vom Vater feig herein, sucht die Brille hervor, und beginnt die Stricknadeln in Bewegung zu setzen. Gilt's doch ein paar Soden für ihren Karl. Die Frau Oberförster hat es ihr versprochen, sie wohlverpackt hinaus ins Feld zu senden. . . Der gute Junge! So weit fort ist er, drinnen im kalten, unwirtlichen Rußland. Der Herr Oberförster sagt ihr jeden Tag, was die Jäger im 8. Reserveregiment Herrliches schon geleistet. . .

Mutter Mertens ist eine tüchtige feste Frau. Sie hat sich tapfer gehalten, als der Karl ihr Lebewohl sagte und ihr das Wiederkommen versprach. Sie hat auch bis jetzt nicht geweint und gezagt, aber seit ein paar Tagen ist ihr so bange zumute. Am Morgen konnte sie sich gar nicht trennen vom Altare der Gottesmutter, der sie ihren Karl so innig empfohlen hat. . . Dann greift sie nach dem Kästchen, in welchem sie die Feldpostgrüße von ihrem Jungen verwahrt. Obenauf lag die letzte Karte. Es waren nahezu drei Wochen vergangen, daß sie sie erhielt. Viel Liebes und Herzliches für die Mutter und dann die Nachricht, daß er das Eisene Kreuz erhalten habe. Ach, wie hatte sie sich da gefreut und noch mehr, als der Herr Oberförster sagte: „Sehen Sie, Mutter Mertens, Ihr Karl ist der Erste aus dem Dorfe, der es erhielt; das ehrt uns alle.“

Nun ja, das war ja schön. Aber so sehr wunderte es Mutter Mertens gar nicht einmal. Ihr Karl war eigentlich immer der Erste gewesen. In der Schule hatte er den ersten Platz behauptet und beim Ministrieren. Wo es eben was galt, war der Karl zuerst an der Reihe, in aller Bescheidenheit natürlich. Er war eben so frisch, so stark und gesund und dabei so gut, so gut. Was hatte er ihr, seiner ältlichen, gebrechlichen Mutter immer angetan. Gar so brav war er gewesen. Und jetzt

das Eisene Kreuz! Und als Erster von der Kompagnie aus dem Dorfe. Ja, sie war eine recht glückliche Mutter. Und im Geiste malte das schlichte Weibchen sich das Wiedersehen aus, wenn ihr Karl gesund und heil aus aller Kriegsnoth heimkehren werde. . . Wirklich, die trauen Gedanken waren fast gänzlich verslogen, und die treuen Mutterhände falteten sich und aus der Tiefe des sorgenden Mutterherzens drang ein Gebet hinauf zu Gott, dem Lenker der Gesichte von uns Menschen.

Wenige Tage später ist es und zwar in den frühen Morgenstunden. Den Dorfweg herauf, den eine dicke Schneeschicht deckt, stapft der Herr Oberförster. Geradewegs kommt er auf das Häuslein zu, in welchem Mutter Mertens wohnt. Die sieht's vom Fenster aus und erschriat. Da war es wieder, das bange Gefühl, das sie seit Tagen beherrscht, einmal stärker, einmal schwächer. Jetzt wil's ihr fast das Herz abdrücken. Und da steht der Herr Oberförster auch schon mitten in der Stube, und da diese so niedrig und der Herr gewaltig groß ist, zieht er den breiten Holzschemel herüber und setzt sich darauf. Dann zieht er sein Tuch und wischt sich den Schweiß von der Stirn. Er spricht dann etwas vom vielen Schnee und blickt dann an Mutter Mertens vorbei, geradewegs auf das Bild vom Soldaten Karl an der Wand.

Mutter Mertens fängt den Blick auf, und dann ist's ihr plötzlich, als stöcke ihr Herzblut; sie muß sich am Tisch festhalten. Dann sagt sie mit seltsamer Ruhe: „Der Herr Oberförster kommt selbst zu mir; das hat etwas zu bedeuten. Mein Junge, mein Karl. . .“

„Ja, Mutter Mertens. . . er ist den Heldenod gestorben.“ Ganz leise sagt's der große, stattliche Mann und dann rinnen zwei Tränen in die weißen Bart.

Mutter Mertens steht still. Kein Klagelaut kommt von ihren Lippen. Nur die Hände falteten sich, und ganz langsam sagt sie: „Als Erster ist er gefallen in unserem Dorfe. Mein Karl war immer der Erste. . .“

Der Oberförster sucht nach Worten. Er findet keine. Er weiß es, der Schmerz, der dieses Mutterherz erfüllt, ist riesengroß. War ja auch ein prächtiger Mensch, der Mertens, und ein mächtiger Sohn. Welches Leid schafft dieser Krieg!

„Ich dank' Ihnen, Herr Oberförster, daß sie sich selber herauf bemüht haben“, sagt Mutter Mertens, „auch mein Junge würd' Ihnen danken, mein lieber, kleiner Junge!“ Und nun erschütterte ein Schlußzen den kleinen, gebrechlichen Körper.

„Ich wollt's Ihnen durch keinen anderen sagen lassen, Mutter Mertens“, versichert der alte Herr, „wünsche nur, ich hätte bringen können . . .“

„Herr Oberförster“, flüstert Mutter Mertens

unter Tränen, Gott hat's geschickt. Was Gott tut, das ist wohlgetan. Mein Karl war immer der Erste. Jetzt ist er auch von all den braven Soldaten aus unserem Dorfe der Allererste beim Lieben Gott . . .“

■ ■ ■

## Kanone, Haubize und Mörser.

In den Kriegen, die sich der Einführung der Feuerwaffen bis etwa zum letzten Viertel des 19. Jahrhunderts abgespielt haben, hatte die die Feldheere begleitende Feldartillerie fast ausschließlich ungedeckte Ziele zu beschießen, da eine Deckung im Feldkriege fast unbekannt war. Die Heere standen sich in jenen Zeiten in nicht allzu großer Entfernung offen gegenüber. Die Batterien krönten die Höhen, die Infanterie stürmte in Kolonnen über das freie Feld vor, wenn ihre Zeit gekommen schien, die Kavallerie ritt glänzende Attaden, die noch heute das Entzücken aller Reiterführer bilden. So waren die Truppen ausgezeichnete Ziele für die in starkgestreckter Flugbahn einherziehenden, von vorn kommenden Geschosse der zur Klasse der Flachfeuergeschütze gehörenden Feldkanonen, die damals die einzige Waffe der Feldartillerie bildeten.

Wird die Kanone gegen lebende Ziele angewendet, so versenkt man aus ihr Schrapnell's. tote Ziele dagegen, also Befestigungen, Häuser, Mauern usw., werden im allgemeinen mit Granaten beschossen. Häufig wurden Granaten jedoch auch gegen lebende Ziele verwendet, während der umgekehrte Fall kaum vorkommt. Die Schrapnell's sind große, vorn zugespitzte, ziemlich dünnwandige Stahlzylinder, die eine Unzahl (ca. 300) Hartbleifugeln und eine starke Pulverladung enthalten. Diese Ladung entzündet sich erst in der Nähe des Zieles, und zwar durch einen an der Geschosspitze befindlichen Zünder (Zeitzünder), der beim Laden so eingestellt wird, daß das Verpuffen nach einer ganz bestimmten Sekundenzahl, die mit der Entfernung des Zieles wechselt, in der Luft explodiert. Durch diese Explosion werden die Kugeln in Form einer mächtigen Garbe nach vorne geschleudert. Sie spritzen aus dem zerspringenden Geschossmantel heraus wie Wasserstrahlen aus einer Brause und bedecken auf diese Weise ein außerordentlich weites Feld mit einem verheerenden Bleihagel, dessen Wirkung schon der großen Menge der Kugeln wegen fürchterlich ist.

Die Granaten unterscheiden sich äußerlich nicht von den Schrapnell's. Sie sind jedoch dickwandiger, besitzen keine Kugelfüllung und explodieren im allgemeinen nicht in der Luft, da sie einen Auf-

schlagszünder besitzen, sondern erst beim Aufschlagen aufs Ziel. Dabei zerpringen sie in viele zackige Eisenstücke, die quer zur Flugbahn nach allen Seiten auseinander geschleudert werden. Je widerstandsfähiger das Objekt ist, desto sicherer erfolgt die Zündung. Gegen Mauern sind diese Erfolge größer als gegen Erdbefestigungen. Beim Einschlagen in den losen Sand kann die Zündung versagen.

Die außerordentlichen Fortschritte der Waffentechnik, die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts einsetzten, um sich von da ab immerfort zu steigern, führten notwendigerweise zu einer völligen Aenderung der Taktik. Nur unter ständiger Benutzung von Deckungen, von Bäumen und Häusern, von Mauern und Gräben, von Erhöhungen und Vertiefungen des Geländes vermag die Infanterie gegen das verheerende Feuer der modernen Geschütze, die den Gegner schon auf viele tausend Meter mit ihrem Eisenhagel überschütten, an den Feind heranzukommen. „Bald liegend, bald kniend, bald stehend, muß er suchen, ohne selbst gesehen zu werden, die kleinen und geringen Ziele, die sich ihm etwa darbieten, zu treffen, durch sein Feuer dasjenige des Feindes zu dämpfen, dann schnell nach vorwärts eine neue Deckung zu gewinnen und von dort den Kampf wieder aufzunehmen. Wie mannigfaltige Deckungen aber das Schlachtfeld auch bieten mag, früher oder später wird sich doch ein freier, keinerlei Schutz gewährender Raum vor dem Feinde ausbreiten. Ist dieser Raum nur schmal, so wird sich der Angreifer im raschen Anlauf auf den durch andauerndes Feuer eingeschüchterten Verteidiger stürzen. Ist der Raum breit, so wird sich nur erübrigen, sich mit dem Spaten Deckung zu verschaffen und ebenso wie im Festungskriege von Gräben zu Gräben und, wenn erforderlich, unter Benutzung der Nacht vorzudringen.

Durch diese neue Taktik, die ihre Feuerprobe im russisch-japanischen Kriege bestand, wurde die Artillerie vor neue Aufgaben gestellt. Sie mußte erstens die Deckungen, hinter denen sich die feindliche Infanterie und natürlich auch feindliche Geschütze verkrochen, zerschmettern und zweitens ihre

Geschosse in die Verstecke selbst hineinschleudern, um die angreifenden Truppen trotz der Deckung zu vernichten.

Der ersten Aufgabe waren die Kanonen im großen und ganzen gewachsen. Die zweite Aufgabe aber vermochten sie mit ihren von vorne kommenden Geschossen nicht zu lösen. Man suchte die Schwierigkeit, die sich daraus ergab, zunächst dadurch zu umgehen, daß man die Granaten mit Zeitzündern versah, so daß sie in der Luft über der befestigten Stellung explodierten und ihre senkrecht nach unten fliegenden Eisensplitter die hinter der Deckung liegenden Truppen trafen. Dieses Mittel versagte jedoch recht häufig, da die Geschosse außerordentlich genau gezielt sein mußten, wenn der gewünschte Erfolg wirklich erreicht werden sollte. Die Geschütztechniker sahen sich deshalb nach einem anderen Weg um, auf dem sich der gleiche Erfolg leichter herbeiführen ließe. Dabei fiel ihr Blick auf eine im Stellungs- und Belagerungskrieg schon lange gebräuchliches, Haubitze genanntes Geschütz, das seine Geschosse nicht in gestreckter Bahn geradeaus, sondern in sehr starkem Bogen schleuderte. Das Geschöß geht erst hoch in die Luft und schlägt statt von vorn schräg von oben her auf das Ziel auf.

Mit diesem Steilfeuergeschütz, wie man Geschosse mit solchen Geschößbahnen nennt, konnte man also hinter die Deckungen greifen, und das war gerade das, was man brauchte. Die im Belagerungskrieg verwendeten Haubitzen waren allerdings zu schwer als daß man sie ohne weiteres im Feldkrieg hätte verwenden können. Insofern schuf man für die Feldartillerie leichtere Feldhaubitzen, die sich von den Feldkanonen äußerlich nur dadurch unterscheiden, daß das Rohr kürzer und das Kaliber größer ist. Solche Feldhaubitzen sind im gegenwärtigen Kriege bei der deutschen, der österreichischen und der russischen Feldartillerie zu finden. Die deutschen Feldhaubitzen verfeuern fünf bis sechs Schüsse in der Minute bei einer Schußweite von 6—7000 Meter. Frankreich hat gleichfalls Versuche mit einer Feldhaubitze gemacht, die aber plötzlich abgebrochen wurden, da man durch eine von dem französischen Kapitän Malandria gemachte Erfindung das gleiche Ziel billiger erreichen zu können glaubte. Diese Erfindung ermöglicht es, eine sehr gestreckte Flugbahn in eine gekrümmte zu verwandeln, also sozusagen aus einer Kanone eine Haubitze zu machen und zwar dadurch, daß man die Geschosse mit einer wie ein Krug auf den Geschößkopf geschraubten ringförmigen Platte versieht. Durch

diese Aenderung wird der Widerstand, den das Geschöß der Luft entgegensetzt, bedeutend erhöht, was zu einer entsprechenden Aenderung der Flugbahn führt, deren Krümmung allerdings hinter der einer Haubitze stark zurückbleibt. Vom theoretischen Standpunkte aus sind Malandria's Forderungen der Schüsse durchaus richtig; praktisch hat die Anwendung der Aufsatzplatten verschiedene Nachteile im Gefolge, die auch von französischen Fachleuten zugegeben werden. Abgesehen davon, ist zu betonen, daß die französische Feldkanone ein nur 7,25 Kilo schweres Geschöß verfeuert, während das Geschöß der deutschen Feldhaubitze 14 Kilo schwer ist. Daß das leichtere Geschöß die Wirkung des deutschen nicht erreicht, wird auch dem Laien ohne weiteres verständlich sein.

Hinter sehr hohen Deckungen liegende Truppen vermag nur selbst die Haubitze nicht mit Erfolg zu bekämpfen. Dazu ist die Flugbahn ihrer Geschosse immer noch nicht steil genug. Solche Deckungen kommen aber auch im Feldkrieg kaum vor, da ihre Herstellung, die viel Zeit in Anspruch nimmt, sich, selbst wenn sie möglich ist, hier nicht lohnt. Im Feldkrieg kommt man also im allgemeinen mit Kanonen und Haubitzen aus. Die Belagerungsartillerie aber, die im Festungskrieg, also gegen sehr hohe Deckungen, verwendet wird, braucht noch ein drittes Geschütz, das sowohl die hinter diesen Deckungen liegenden Truppen unter Feuer zu nehmen, wie die im Festungskrieg vielfach vorkommenden horizontalen Deckungen (Panzerkuppeln, Betondeckungen usw.) zu zerschmettern gestattet. Ein solches Geschütz ist der Mörser, der ein noch kürzeres Rohr besitzt wie die Haubitze. Dieses Rohr kann außerordentlich steil gestellt werden, bis zu 65 Grad gegen die Wagrechte. Demgemäß kümmert sich der Mörser scheinbar überhaupt nicht um sein Ziel. Er schleudert seine Geschosse aus den tiefen Gräben, in denen er steht, und von denen aus man das Ziel meist überhaupt nicht zu sehen vermag, ganz steil nach oben in die Wolken hinein. Aber die in weiten Grenzen abstuftbare Flugbahn ist haarscharf berechnet, so daß das Geschöß sein Ziel trotzdem sicher erreicht. Es schießt fast senkrecht vom Himmel herab in die feindliche Stellung hinein und trägt so Tod und Verderben in die sich sicher dünkenden feindlichen Reihen. Dieser Geschützgattung gehört das neue 42 Zentimeter-Belagerungsgeschütz des deutschen Heeres an, dem die schnelle Einnahme von Lüttich und Namur den vorliegenden Berichten nach in erster Linie zu danken ist.

■ ■ ■

## Witterung und Krieg.

Wir haben vor Monaten einen Artikel gebracht, in dem wir der Meinung Ausdruck gaben, daß die furchtbare Schießerei in Ost und West das Wetter vollständig verrückt gemacht habe und daß in Verbindung mit dem ungewöhnlich milden Winter Erdbeben und Ueberschwemmungen einhergegangen seien. Wir haben nun die Gemüthung, daß ein bekannter Gelehrter Dr. A. Rippoldt das von uns angeschnittene Thema aufgegriffen hat. Er konstatiert vor allem, daß der Kriegswinter außergewöhnlich milde war: starker Frost hat gefehlt, an Stelle des sonst vorherrschenden Schnees ist meistens Regen gefallen, die Temperatur schwankte ständig um den Gefrierpunkt herum, und der ewige Wechsel von Frost und Tauwetter, von Schnee und Regen hat — unsere Heere wissen ein Lied davon zu singen — Straßen und Wege in einen unbeschreiblichen Zustand versetzt und Wiesen und Felder in Sümpfe verwandelt.

Ist diese Abweichung von dem sonstigen Winterklima nun ein Zufall oder hat sie mit den kriegerischen Ereignissen zu tun? Eine ganze Anzahl von Gründen dafür, daß der milde Winter wirklich eine Folge des Krieges war, führt Dr. A. Rippoldt in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ an. Die Volksmeinung ist der Ansicht, daß das Schießen mit Pulver Regen hervorrufe; an Stelle des Schnees müßte nach ihr Regen entstanden sein. Da bei der Verdichtung des Wasserdampfes zu Tropfen viel Wärme frei wird, erwärmt sich die Luft, sie setzt den wetterändernden Kräften, insoweit sie zum Frost treiben wollen, ein größeres Hindernis entgegen als die schnee-bildende Luft. Außerdem verhindert die Wolkenbildung zugleich die nächtliche Ausstrahlung der Wärme gegen den Himmel und damit die wirksamste Ursache der Januarfröste, die sonst für unseren Winter typisch sind.

Gelingt es also, die regenbildende Wirkung des Schießens nachzuweisen, so ist damit der außergewöhnliche Winter als Folge der kriegerischen Vorgänge bereits so gut wie erklärt. Schon beim Kriege 1870/71 ist die Frage aufgeworfen worden, ob das viele Schießen Regen hervorrufe, allein es war damals nicht möglich, genügend Material zur Entscheidung der Frage zusammenzubringen. In den achtziger Jahren hat man dann in der Schweiz gelegentlich artilleristischer Schießübun-

gen einige Beobachtungen angestellt. Das ganze Material zieht sich aber schließlich auf drei Tage zusammen, denn an den übrigen Tagen hätte es auch aus anderen Gründen regnen können, als gerade wegen des Schießens; diese übriggebliebenen drei Tage aber waren der Annahme, daß das Schießen Regen erzeuge, günstig. Daß das Schießen eine Verminderung der Gewitter hervorrufe, ist festgestellt. Das Meteorologische Institut zu Berlin hat gelegentlich großer Schießübungen in Deutschland gemeinsam mit den Militärbehörden die Frage untersucht.

Professor Bachmann, der das gesamte Material bearbeitet hat, fand heraus, daß in der Tat an den Schießplätzen gegenüber ihren Nachbarorten eine erhebliche Verringerung der Gewitterlage — im Mittel von 23% — eintrat. Mithin ist wenigstens für ein Witterungselement der Einfluß des Schießens festgestellt. Fragt man nach der physikalischen Erklärung des Einflusses des Schießens auf das Wetter, so muß man die Antwort geben, daß die mit dem Schusse ausgeschleuderten Gase das Maßgebende sind. Regentropfen bilden sich bekanntlich in der Atmosphäre immer um einen sogenannten „Kondensationskern“ herum.

Vielfach spielen feine Staubkörnchen die Rolle dieses Kerns; doch haben feine physikalische Messungen gezeigt, daß auch in staubfreier Luft die Verdichtung des Wasserdampfes zu Tropfen um Kondensationskerne herum stattfindet, und daß diese Kerne die äußerst kleinen, elektrisch geladenen Teilchen sind, die der Physiker als Ionen bezeichnet. Die luftelektrische Forschung hat gezeigt, daß die atmosphärische Luft stets Ionen enthält, so daß der Regenbildung auch ohne Staub jederzeit Kondensationskerne zur Verfügung stehen. Daß Flammen Ionen erzeugen, weiß man längst. Es liegt nun nahe, als das Regenbildende beim Schusse die gewaltige Menge von Ionen anzusehen, die durch die Munitionsflammen entstehen; dazu kämen noch die reinen Rauchgase, und die Flammen brennender Dörfer und Ortschaften auf den Kriegsschauplätzen müssen natürlich auch eine Rolle spielen. Bedenkt man, wie lang die Schlachtlinien sind und daß dauernd geschossen wird, so wären nach dieser Theorie alle Bedingungen für die Entstehung des Regens durch den Krieg gegeben.



## „Der Talisman“.

Von Fritz Kahl, Berlin.

In meiner Nachbarschaft wohnt ein grauhaariger, ernstester Mann. Er hat den vorangegangenen Feldzug gegen Frankreich mitgemacht. Wo er geht und steht, er ist inzwischen wohlsitruierter Rentner geworden und hat viel Zeit übrig, spricht er nur vom Kriege, und jetzt, wo wir wieder einmal gegen die Rothosen im Felde stehen, fällt mir eine seiner seltsamen Geschichten ein. Ich will versuchen, sie wortgetreu wiederzugeben.

„Glauben Sie mir, es zieht niemand in den Krieg, ohne daß er vorher nicht wußte, ob er lebendig wiederkehrt. Ich schließe wenigstens von mir auf andere. Wie Sie mich sehen, bin ich ein großer, kräftiger Kerl. Sie werden mir insofern dessen nicht gut zutrauen, ich sei abergläubisch. — Aberglauben ist etwas anderes. Vielleicht haben Sie schon einmal gehört, daß zur Zeit der Cholera- und Peitsuchen zuerst diejenigen Personen hinweggerafft wurden, die davor von einer unbeschreiblichen Angst erfaßt wurden? Da haben Sie's — und ich denke mir, der Herrgott will den Betreffenden noch einen sanften Rippenstoß geben, damit sie ihr Haus bestellen, ehe sie die Reise ins Jenseits antreten. . . . .

Ich war Fahmenträger. Durch sieben heiße Schlachten habe ich die Regimentsfahne aefchleppt und aus allen gelangte sie und ich unverfehrt und heil zurück. Ich wußte im Voraus, solange ich nur einen Faden oder Splitter der Fahne in meinen Händen hielt, würde mir keine Kugel etwas anhaben können. Ich habe auch tatsächlich schlafend, einen seltsamen Traum. Der Kampf tobte und ich sah mich selbst mit der wallenden Fahne dahinstürmen. Das Fahmentuch war bisher von vielen Kugeln durchlöchert worden, aber es hing noch regelrecht an der goldbenaagelten Stange. Ich aelanate in den dichtesten Kugelnregen. Zu beiden Seiten, hinter und vor mir stürzten die Kameraden in Schären. Kanonen donnerten, daß mir die Ohren dröbnten — alles dies im Schlaf. Auf einmal nimmt eine Kanonen-

kugel mein Fahmentuch mit. Der Hauptmann, dem inzwischen das Pferd unter den Beinen erschossen worden ist und der jeden Mann ausnukhen will, stürzt auf mich zu und reißt mir die Stange aus der Hand. „Da!“ er weist mit dem Degen auf einen gefallenen Kameraden und dessen neben ihm liegendes Gewehr. „Schießen Sie damit!“

Der tote Soldat, es war ein guter Freund von mir gewesen, lag etwa zwanzig Schritte von uns entfernt. Ich eilte auf den Leichnam zu. Auf einmal hatte ich eine Vision. Ich sah eine Gestalt, die mir ein „Zurück“ zuwinkte. Ich hatte das unbestimmte Gefühl, daß ich in dem Moment, wo ich mich nach der Flinte bückte, von einem feindlichen Beschuß getroffen würde. Ich wandte mich blitzschnell zurück, als auch schon hinter mir, durch Seitenfeuer verwundet, mit einem Ausschrei ein Kamerad zusammenbrach. Wie, um mir aus der Seelennot zu helfen, warf er mir im Fallen sein Gewehr direkt vor die Füße. Das alles geschah in einem einzigen Augenblick. Der Hauptmann war mir dicht auf den Fersen gesolat. Noch fünf Schritte, und er befand sich an der Stelle, die mir unweigerlich den Tod aebracht hätte. Ich beging die Ansubordination, ihn am Waffenrock zurückzuhalten. Er aber, als wüßte er Bescheid um meine Besorgnis und sein Leben, riß sich mit Gewalt los und wollte, jedenfalls um mir zu zeigen, wie grundlos meine Angst sei, in einem langen Saue über die Leiche springen. Gerade, als er im Sprunge in der Luft schwebte, wurde er vor meinen Augen buchstäblich in Stücke gerissen. Ich erwachte davon und konnte bis zum Beden nicht mehr einschlafen. Ich beschloß, mit meinem Feldweibel, der mir sehr zugetan war, darüber zu sprechen. Dazu kam es aber nicht, denn ganz urplötzlich, es war noch gar nicht hell geworden, ertönte Schlachtafarn. Eine feindliche Armee rückte an. Es hieß, es wäre die letzte, die noch zu besiegen sei. . . . Bei dem schmalen Antreten der Truppen hatte ich einstweilen das Bestreben, meine Fahne zu erlangen; sie lag im Kelt des Majors. Eben schlüßte beim Scheine der Sturmlampe der Kompagniechef, mein Hauptmann, in das Zelt hinein; vielleicht um sich einen letzten Befehl zu holen. Als ich ebenfalls durch den Schluß hineinwollte, kam er mir schon wieder daraus entgegengecilt. Ich faßte mir ein Herz. „Herr Hauptmann — — —“. Weiter brachte ich nichts heraus.

„Was ist denn? schnell, schnell!“ Er zappelte vor Ungebuld.



„Schuanj“, der Kurier zwischen deutschen und französischen Schützengraben in Flandern. Nach einer Skizze gezeichnet von G. Susemihl.

„Herr Hauptmann, eine böse Vorahnung!“ —  
 „Kerl, Sie haben wohl gar Angst um Ihr biß-  
 chen Leben?“

„Nein, Herr Hauptmann, aber — — —“

„Na, schnell doch heraus damit. Aber?“

„Es handelt sich um den Herrn Hauptmann!“

„Na — wenns weiter nißcht ist“, sagte der Hauptmann vergnügt, „dann lassen Sie sich nur keine grauen Haare wachsen“. Mit einem Satz sprang er der Fuchsstute auf den Rücken und fort galoppierte er. . . Schnell betrat ich das Zelt. Der Major und sein Adjutant studierten beim Scheine einer Fadel die Karte. Ich ergriff das Feldzeichen und eilte vor die Front. Wir nahmen mit dem Bajonett eine Anhöhe, mußtten wieder zurück, um sie aufs neue zu erobern. Als wir wieder einmal oben waren, wich der Feind zum Schein zurück. Ein flach abfallendes Gelände tat sich vor uns auf. Ich hatte diese Gegend nie gesehen, aber dennoch kam sie mir gut bekannt vor. Jeden Baum, jeden Strauch glaubte ich zu kennen. Im Dahinrasen kam mir erst die Erinnerung des Traumes. Hier würde sich also das Drama abspielen. — — — Und es spielte sich ab! — genau so, wie ich es bereits vor meinem geistigen Auge gesehen. . . Der Feind brach in großer Uebermacht hinter Buschwerk hervor. Eine Kanonenkugel riß das Fahmentuch mit sich. Das Pferd des Hauptmanns bäumte sich wild auf und fiel kopfüber auf den Acker. Der Hauptmann hatte sich blitzschnell von den Steigbügeln befreit und war seitwärts auf die Seite gesprungen. Er kam auf mich zugeekelt und riß mir die Fahne aus der Hand — alles geschah, wie ich es bereits im Traume erlebt. . . Nur eines ereignete sich noch, was ich bisher nicht erwähnen konnte. Mein Traum war ja mit dem entsetzlichen Ende meines Kompagniechefs abgebrochen. Als die Fleischheben meines Hauptmanns nur so um mich sausten, flog mir etwas Hartes, Kantiges zwischen Arm und Brust. Ich griff hastig darnach. Es war ein fingerlanges Stück der Fahnenstange. Ein goldener Nagel befand sich noch darin. Ohne zu überlegen schob ich das runde Holz in meine Tasche und seitdem, über vierzig Jahre, trage ich es als Glücksbringer immer bei mir. Hier können Sie noch das winzige Loch sehen, wo der Nagel darin saß.“ — — Bis hierher die Erzählung des Alten.

Er hatte aus der Hosentasche ein zwei Finger dickes, rundes Stück Holz, das wohl ehemals goldlaviert gewesen sein mochte, jetzt aber nur noch Spuren des Ueberzuges trug, hervorgezogen und mir überreicht. An beiden Enden konnte man

genau den gewaltsamen Bruch durch die fürchterliche Wucht einer Kanonenkugel feststellen.

„Das ist mein Talisman“, setzte er fort, „und wenn wieder ein Krieg entbrennen sollte und mein einziger Sohn rückt mit ins Feld, so gebe ich ihm diesen Lebensretter mit auf den gefährlichen Weg. Dann kann ihm kein Haar gekrümmt werden. — —“ Er lachte, wie jemand, der keinen Grund hat, besorgt in die Zukunft zu blicken.

Jetzt eben, wo ich diese Geschichte niedergeschrieben und einen kleinen Nervenzuzerzgang die Straße hinauf und wieder zurück gemacht habe, begegnete mir wieder jener Kriegsveteran. Von weitem schwenkte er einen mit Meißtift geschriebenen Feldpostbrief. „Hier, lesen Sie!“ rief er mir entgegen. Neugierig ließ ich den Blick über die flüchtig hingeworfenen Zeilen schweifen. Der Inhalt lautete:

„Lieber guter Vater!

Eben das Eiserne Kreuz erhalten und zum Leutnant befördert, weil ich einen Vorteil ausgenutzt habe, der meinem Regiment den Sieg über die zehnfache Uebermacht einbrachte. Wie durch ein Wunder ist alles geschehen. — — In Eile. Dein Dich innigstliebender Sohn“.

„Der Talisman!“ jauchzte der Alte

Mein Blick haftete auf der Nachschrift. „Haben Sie nicht das Postskriptum gelesen?“ fragte ich verwundert.

„Postskriptum?“ wiederholte der Veteran. „Was für ein Postskriptum denn?“

Ich las laut: „Ein Granatspitter hat mir die Hose fortgerissen. Dabei ist auch Dein Talisman verloren gegangen!“

Der Alte erblickte. Er sah mich starr an. „Allmächtiger Gott!“ stieß er hervor.

Die Passanten wurden aufmerksam und blieben stehen. Es bildete sich ein Kreis um uns. Ein Posttrahfahrer, der vorsichtig einer Droschke ausgewichen, sah zufällig herüber. Er sprang sogleich vom Rade und stellte es, mit der einen Pedale an der Bordschwelle anlehnd, im Marmstein fest. In dem er sich freie Bahn machte, fragte er den Veteran: „Sie sind doch der Rentier Schneider?“

Der alte Mann erkannte den Depeschboten. „Der bin ich“, gab er, weiß wie die Kalkwand, leise zurück.

Der Postbote überreichte ihm ein Telegramm. Er brach es mit zitternden Fingern auf. Aus seinen Augen quollen große Tränen. „Tot!“ sagte er traurig und ging, an Leib und Seele gebrochen, davon.

## Der Ring.

Erzählung von Walther Kabel.

Die Via Liguria in Rom gehört, trotzdem sie auf den Platz des Nationalmuseums mündet, zu jenen engen Gassen, in denen man neben modernen, himmelhohen Mietklasernen noch jene niedrigen Häuschen mit den bleichgefakten Fenstern vorfindet, die wohl zu derselben Zeit wie die Prunkpaläste der alten Patriziergeschlechter

auf dem Corso Umberto und dem Petersplatz erbaut sind und sicherlich auf eine ebenso wechselvolle Vergangenheit zurückblicken können. In einem dieser häufigen Häuschen, dessen altherwürdige Front durch das Einsetzen eines großen Schaufensters mit grellgelb gestrichenem Rahmen verunziert war, befand sich einer jener Antiquitätenläden, wie man sie in Rom zu Hunderten sehen kann. Hier werden den kaufslustigen Fremden angeblich wertvolle Raritäten ausgeschwätzt, hier steht das Geschäft jener Fälscher in vollster Blüte, die mit verblüffender Geschicklichkeit uralte Gemälde, Waffen, Urnen, Eisenbeinschnitzereien und Münzen herstellen und immer für einen oft sehr hohen Preis an den Mann bringen.

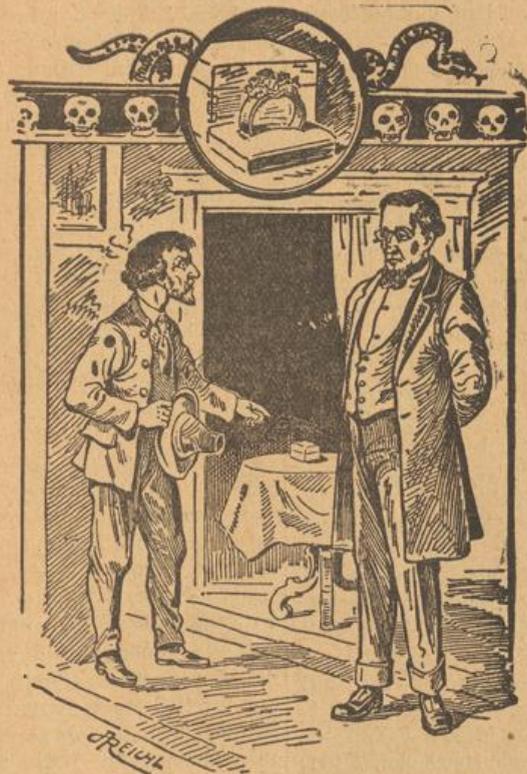
In diesen Laden der Via Liguria verirrte sich eines Vormittags ein amerikanischer Kunsthändler namens Morell. Die ihn bedienende, ärmlich gekleidete Frau des Inhabers des Antiquitätenladens hatte ihm bereits eine Unmenge von verstaubten Sachen vorgelegt, ohne daß er sich

zu einem Ankauf entschließen konnte. Endlich fand er eine kupferne mit eingeleger Arbeit reich verzierte Truhe, die ihm recht wertvoll erschien. Nach einigem Handeln bezahlte er die Hälfte des zuerst geforderten Preises, gab seine Hoteladresse an, wohin ihm die Truhe zugeschickt werden sollte, und war bereits auch wieder auf die Straße hin-

ausgetreten, als die Frau ihn nochmals zurückrief und ihm einen seltsamen Wappenring aus dem fünfzehnten Jahrhundert anbot.

„Eigentlich dürfte ich ihn ja nicht verkaufen. Mein Mann hat's verboten, streng verboten. Aber seit Wochen ist er schon krank, Herr, schwer krank und Suppfieber, und Arzt und Apotheker haben die wenigen Ersparnisse längst aufgezehrt, die Geschäfte gehen sehr schlecht, und ich muß mir irgendwie weiterhelfen. Denn wer weiß, wann wieder ein Fremder in die Via Liguria kommt.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, verschwand sie in den hinteren Räumlichkeiten, um bald mit einem kleinen Holzkästchen in der Hand zurückzukehren, in dem sich auch, wohlverpackt in Watte das



Morell, dem das verstörte Wesen des Mannes sofort auffiel, drang so lange in ihn, bis dieser sich zu einem Geständnis herbeiliess.

Schmuckstück vorfand.

Es schien wirklich eine Seltenheit zu sein, das sah der Kunsthändler auf den ersten Blick.

Ein Wappenring wars, bei dem der tafelförmig geschliffene gelbe Topas, den ein Kranz von grünen Saphiren umgab, von zwei ineinander ver-

schlungenen, aus Gelbgold gearbeiteten Drachen gehalten wurde. Das in den Topas eingeschnittene Wappen zeigte eine außergewöhnliche Klarheit der Zeichnung, war Morell aber gänzlich unbekannt. Die Innenseite des Ringes hatte keinerlei Inschrift und erschien vollkommen glatt ausgefüllt. Nur unter dem Topas befanden sich zwei feine Löcher, die vielleicht fünf Millimeter auseinander lagen.

Morell erwarb dieses eigenartige Erzeugnis der Goldschmiedekunst, das offenbar mehrere Jahrhunderte alt war und für Liebhaber von hohem Wert sein mußte, für 350 Lire, schob das Kästchen mit dem Ring in die Tasche und kehrte in sein Hotel zurück, wohin die Frau ihm auch die Truhe nachsenden wollte.

Drei Stunden später erschien in dem Hotelzimmer Morells ein kleiner, nachlässig angezogener Italiener, der Inhaber jenes Antiquitätenladens aus der Via Figuria, und flehte den Kunsthändler mit allen Zeichen höchster Angst an, ihm um Gotteswillen doch nur den Ring zurückzugeben, den seine Frau wider seinen Willen verkauft hätte. Morell, dem das verstörte Wesen das Mannes sofort auffiel, drang so lange in ihn, bis dieser sich zu folgendem Geständnis herbeiließ:

„Vor einem halben Jahrzehnt“, begann er, „erstand ich bei einer Auktion von alten Möbeln im Palazzo Orsani einen von Holzwürmern stark beschädigten Damenschreibtisch, der seiner Bauart nach aus den ersten Anfängen der Renaissancezeit stammen konnte. Ein schlechtes Geschäft, wie es sich nach einiger Zeit herausstellte. Denn ich wurde den Schreibtisch nicht los, trotzdem ich schon einen recht geringen Preis verlangte. Vier Jahre stand er unbeachtet in einem Winkel meines Ladens, und ich hatte bereits alle Hoffnung aufgegeben, wenigstens das seinerzeit für ihn angelegte Geld zurückzuerhalten, als eines Tages ein ebenso reicher, wie wortkarger Amerikaner zu mir kam, und sich unter anderem auch den alten Damenschreibtisch mit den gewundenen, wackligen Füßen zeigen ließ. Der Herr verstand etwas von Altertümern, das merkte ich sofort. Er zog alle Fächer des Aufbaues heraus, klopfte die Wände, prüfte die Schnitzereien und die Beschläge und wandte sich dann nach einer Weile mit der Frage an mich, ob ich denn auch wisse, daß der Schreibtisch ein Geheimschloß habe. Als ich verneinte, zeigte er mir durch ein paar einfache Abmessungen, daß die Schubladen und das Mittelschränkchen nicht den ganzen Raum des Aufbaues ausfüllen konnten, daß also irgendwo noch ein verborgenes Fach vorhanden sein müsse. Und nach einigem Suchen fan-

den wir es auch. Es war sehr geschickt an der Rückwand verborgen und ließ sich nur durch das Hochschieben einer kleinen, ganz unauffälligen Holzleiste öffnen. Zu unserer Ueberraschung bemerkten wir darin zwischen einem Haufen ädeltlich zerfressener Pergamentblätter ein kleines Holzkästchen, dasselbe Holzkästchen, das sich jetzt in Ihrem Besitz befindet. Und in dem Kästchen lag ein Ring, derselbe Ring, den Sie heute von meiner Frau kauften. Der Amerikaner — er hieß Sounderton — schien sofort die wertvolle Eigenart und das Alter des Ringes erkannt zu haben, trat an das Fenster und beschäftigte ihn mit Kennern, offenbar schon entschlossen, ihn zu erwerben. Ich stand neben ihm und ahnungslos ließ ich es geschehen, daß er ihn über den Ringfinger seine linken Hand streifte, was nicht ganz leicht gehen wollte, da der Mann ziemlich dicke Gelenke hatte. Mit einem Mal zuckte er leicht wie unter einer plötzlichen Schmerzempfindung zusammen und führte schnell die Linke an die Augen, indem er den Ring forschend hin und her drehte. Dann zog er ihn jedoch ruhig wieder ab und reichte ihn mir hin.

„Ich möchte beides kaufen, den Schreibtisch und diesen Wappenring. Nennen Sie mir den Preis“, sagte er dabei in seiner kurzen Art und ging dann der Mitte des Ladens zu, als ob er sich das alte Möbelstück nochmals ansehen wollte. Kaum aber hatte er zwei Schritte vorwärts getan, da begann er zu taumeln und sank auch schon, ehe ich noch zuspringen und ihn auffangen konnte, zu Boden und schlug hart mit dem Kopf auf.

Sie können sich unter Entsetzen denken — ich hatte in meiner Ratlosigkeit und Angst schnell meine Frau herbeigerufen, als es uns trotz Anwendung aller möglichen Belebungs mittel nicht gelingen wollte, den anscheinend Ohnmächtig gewordenen wieder zum Bewußtsein zu bringen. Schließlich lief ich zum nächsten Arzt, aber dieser konnte nur den bereits eingetretenen Tod feststellen. Dann erschien die Polizei, es wurde das übliche Protokoll aufgenommen und darin als Todesursache „Gehirnschlag“ vermerkt, trotzdem das Gesicht der Leiche auch nicht im geringsten außergewöhnlich gerötet oder verärrert war. Niemand schöpfte also irgendeinen Verdacht, ich selbst am allerwenigsten. Auch für mich war der Amerikaner eines natürlichen Todes gestorben.

Der alte Schreibtisch aus dem Palazzo Orsani stand nun wieder in der Ecke meines Ladens, und auch das Kästchen mit dem Wappenring bewahrte ich weiter in seinem Geheimschloß auf. Doch einen neuen Käufer fand ich für die Sachen nicht. Er

vergingen ungefähr acht Monate, und ich hatte den Tod Soundertons inzwischen fast vergessen, als an einem Nachmittag in diesem Frühjahr ein junger Engländer — Lord James Warngate, wie ich später erfuhr — mit seiner Gemahlin mein Geschäft betrat. Die Herrschaften kauften mir auch bald ein elfenbeingeschnitztes Schachspiel ohne langes Handeln ab und besichtigten dann weiter die wertvollsten Stücke meiner Sammlung, die ich teilweise sogar vom Bodenraum herunter trug. Während meine Frau dem Lord die große

Wanduhr mit den beweglichen Figuren und dem Spielwerk erklärte und den Mechanismus in Gang setzte — Sie werden das dunkelgebeizte Kunstwerk wohl an der Rückwand des Ladens bemerkt haben — und ich vor seiner Gattin am Fenster einige echt venezianische Spitzen ausbreitete, fiel mir plötzlich der Wappenring ein, an den ich in meinem Eifer möglichst viel Sachen los zu werden, noch gar nicht daran gedacht hatte. Ich nahm ihn aus dem Geheimsfach des alten Schreibtisches heraus und reichte ihn der Dame, die sofort ein lebhaftes Gefallen an ihm zu finden schien. Langsam streifte sie den linken Handschuh ab, und

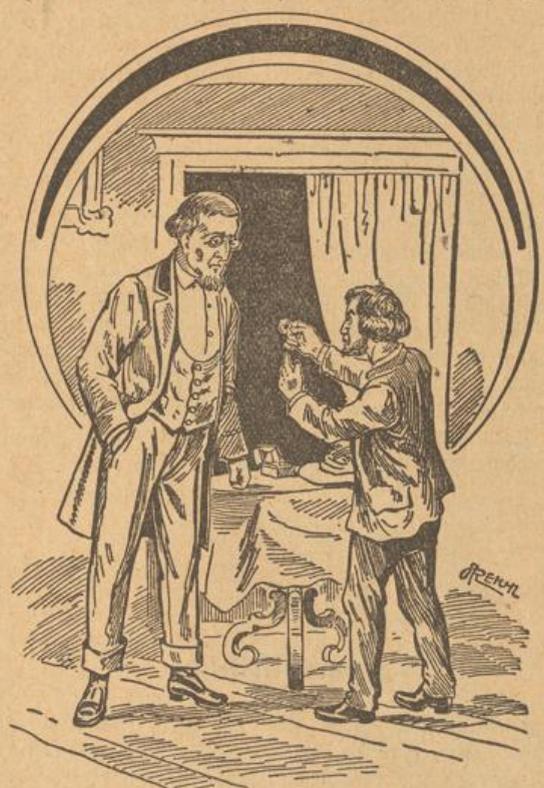
indem sie ganz nebenbei nach dem Preis fragte, schob sie den Ring wie spielend über den Finger. Ich forderte sechshundert Lire. Sie nickte nur und schaute sich fragend nach Lord Warngate um, der sich aber um unser Gespräch gar nicht gekümmert hatte und noch immer neben meiner Frau vor der alten Wanduhr stand, deren Spielwerk jetzt eben ein getragenes Kirchenlied begann. „Sechshundert Lire — gut: James wird den Ring kaufen“, sagte sie nachlässig und wandte ihre Aufmerksamkeit wieder dem Schmuckstück zu.

„Schade, daß die Gravierung des Wappens so

verstaubt ist,“ meinte sie darauf bedauernd. Und schon zog sie ihr feines Batisttuchlein hervor und begann den gelben Topas eifrig zu reiben. Aber plötzlich schrie sie leise auf, riß den Ring hastig vom Finger und schleuderte ihn auf den Stuhl zwischen die kostbaren venezianischen Spitzen. Dann wies sie auf ihren Ringfinger hin, auf dessen durchsichtig weißer Haut jetzt zwei rote Pünktchen zu bemerken waren. Pünktchen, so fein, wie Nadelstiche. „Ich habe mich an dem Ring geritzt, er muß eine scharfe Kante haben,“ meinte sie

noch und dann wiederholte sich genau derselbe Vorgang wie damals mit dem Amerikaner. Auch Lady Warngate machte noch einige Schritte zu ihrem Gatten hin, taumelte plötzlich, schrie noch einmal laut „James“ und sank ihrem Manne bewußtlos in die Arme. Wir brachten die Ohnmächtigen, die sich gar nicht erholen wollte, auf mein Anraten in den draußen wartenden Wagen, u. der Lord fuhr in rasender Eile mit ihr zum nächsten Arzt. Aber es war zu spät. Niemand konnte der Dame mehr helfen. Ein Herzschlag, konstatierte der Arzt. Und alle Welt hat an diesen Herzschlag geglaubt — alle Welt, nur ich nicht! Denn ich hatte inzwischen den Wappenring vorsichtig untersucht, da bei dem zweiten so eigentümlichen Todesfall ein furchtbarer Verdacht in mir aufgestiegen war.

Geben Sie mir den Ring und ich will Ihnen die teuflische Einrichtung zeigen, mit der man mor- den kann, ohne je eine Entdeckung fürchten zu müssen. So — Sie sehen hier unter dem Wappenstein in dem Gold zwei feine Löcher. Wenn ich nun auf den Topas, der für gewöhnlich durch eine kleine, unsichtbare Feder gegen die Fassung gepreßt wird, leicht drücke, so bringen aus diesen



Geben Sie mir den Ring und ich will Ihnen die teuflische Einrichtung zeigen, mit der man mor- den kann, ohne je eine Entdeckung fürchten zu müssen.

Oeffnungen zwei feine Nadeln hervor. Da, gegen Licht können Sie dieselben deutlich bemerken. Hört der auf den Stein ausgeübte Druck auf, so gleiten auch die Nadeln wieder zurück, die mit einem augenblicklich wirkenden Gift umgeben sein müssen.

Das ist das furchtbare Geheimnis. Und jeder, der den Ring überstreift, wird ahnungslos ein Opfer dieser unheimlichen Mordwaffe, indem sich die vergifteten Spizen in seinen Finger bohren.

Niemand kennt dieses Geheimnis! Selbst meiner Frau habe ich es verschwiegen. Und nun werden Sie auch begreifen, weshalb ich in solcher Angst zu Ihnen geeilt kam, weshalb ich so flehentlich den Wappenring zurückerbat. Zwei blühende Menschenleben hat er bereits vernichtet. Aber Sie wollte ich retten um jeden Preis! Denn, kaum war ich erwacht, und kaum hatte meine Frau mir erzählt, daß der Ring Ihr Eigentum geworden, da habe ich mich trotz meiner Schwäche selbst aufgemacht, um weiteres Unheil zu verhüten. Und wenn ich zuerst noch Ausflüchte vorbrachte, so tat ich es nur aus Furcht, daß Sie mich den Behörden, der Polizei verraten könnten. Die Strafgeseze sind so dehnbar, und vielleicht hätte man mich trotz meines völlig reinen Gewissens unter Anklage von fahrlässiger Tötung gestellt! Es handelt sich ja um eine vornehme Engländerin, und

einen reichen Amerikaner, und da ist man schnell bereit, eine lange Untersuchung anzustellen, die, selbst wenn ich nachher freigesprochen worden wäre, mein Geschäft vernichtet und meine Familie der bitteren Not ausgesetzt hätte. Zu meiner Verteidigung will ich nur noch erwähnen, daß ich damals nach dem zweiten Todesfall in meinem Laden zuerst die Absicht hatte, den Ring in den Tiber zu werfen oder irgendwo zu vergraben. Wenn ich es nicht tat, so hinderte mich — ich gestehe es unumwunden ein — nur die Gewinnsucht, besser die Hoffnung auf einen Verdienst daran. Ich wollte den Ring einige Jahre liegen lassen und ihn dann, wenn niemand mehr an die beiden Unfälle in meinem Geschäft dachte, einem Goldschmied anvertrauen, der die vergifteten Spizen herausnehmen sollte. So hätte ich ihn mit ruhigem Gewissen veräußern können."

Der Kunsthändler, dem bei dieser Schilderung mehr wie einmal der kalte Schweiß auf die Stirn getreten war — er wußte ja zu gut, welche furchtbare Gefahr er ausgesetzt gewesen wäre, wenn er den Ring übergestreift hätte — behielt den Gistring trotzdem, versprach aber dem Italiener, die giftige Masse von den Spizen durch einen Chemiker sofort entfernen zu lassen.

Was aber seither damit geschehen ist, hat kein Mensch erfahren.



### Humoristisches.

**Pflikus.** Der kleine Willi soll allein zu Hause bleiben, indes die ganze Familie dem Stiftungsfest des Vereins „Frohinn“ beiwohnen will. Er soll aber nichts merken und wird zeitig zu Bett gebracht. Vor dem Weggehen kann man doch nicht umhin, dem kleinen Liebling in seinem dunklen Schlafzimmer „Gute Nacht“ zu bieten. Einer nach dem andern beugt sich zu ihm herab und küßt ihn mit ein paar freundlichen Worten. „Na — nun schlaf recht gut und sei artig,“ sagte Papa als Letzter, „wir gehen auch nicht fort.“

„Ihr geht doch fort“ — schluchzte der Kleine — „Ihr richt alle nach frischer Seife!“

**Aufschwung.** „Dein Freund hat wirklich einen roßartigen Birkus!“

— „Ja, und dabei hat er vor zehn Jahren ganz klein angefangen. Damals dressierte er Flöhe, heut Elefanten.“

**Das Neueste.** „Leben Meyers glücklich?“

— „Ach — — eins hat sich gegen das andere einen Polizeihund angeschafft!“

**In dulci jubilo.** Freund (einen lachenden Erben beim Weine treffend): „Na, alter Freund, Du machst Deine Erbschaft wohl zum zweiten Male flüssig?“

**Variatio delectat.** „Warum heiratest Du eigentlich nicht, Emmi?“

— „Ach — weißt Du, mir macht kein Gegenstand Freude, wenn ich ihn nicht in acht Tagen umtauschen kann!“

# Ein kleiner Held.

Russische Skizze von S. Barinkay.

Der Schlitten gleitet neu hergerichtet und mit flatternden Bändern geschmückt vor die Türe; die langen, etwas gelblichen Schwänze der Schimmel hängen stodrig um die Beine; die Riemenschlängen glänzen, die Schellen stimmern.

Iwan Nikitin tritt neben das Fernerpfersd und zupft mit stolzen Gebärden am Geschirr herum.

Auf der Hauschwelle steht seine Frau mit dem vierzehnjährigen Fedor. Sie zieht ihm die Fausthandschuh aus Fuchspelz an und hängt ihm ein Amulet um den Hals.

„Gott segne dich, mein Junge. Gehe mit dem Vater. — Du bist mein Aeltester und verstehst mich schon. Er trinkt gern, wenn er Gelegenheit findet, und in Pieter wird es daran nicht fehlen. Sonst ist er ja ein Mann ohne Matel, aber sobald er Branntwein im Leibe hat, wächst ihm der Leichtsinm durch die Haut. Wache über ihn, Fedor, über den Schlitten, über die Pferde und über das Geld, das er verdient. Wir brauchen es notwendig. Sei tapfer und stark. Du wirst manchmal frieren müssen und Heimweh verspüren und es nicht nach so gut haben wie deine Geschwister zu Hause. Aber es dauert nicht lange.“

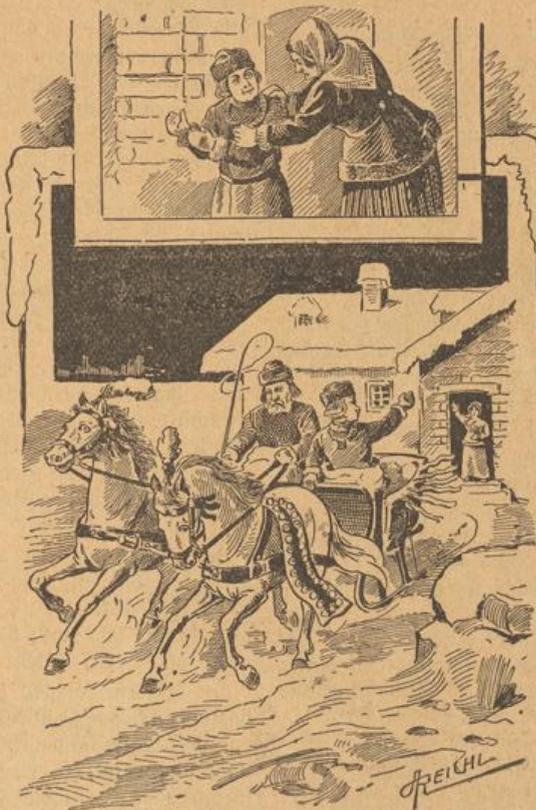
„Nitschewo Mamuschka!“ (Macht nichts, Mütterlein), lachte der Junge, ein Bild der Frische, rotwangig, schwarzbraunig, mit großen Augen, die leuchten und doch weich sind wie dunkler Pelzflaum. „Ich werde dafür die Stadt des Sonnenherrn sehen und vielleicht ihn selbst mit der Krone auf dem Haupte.“

Er setzte sich freudig in den Schlitten, der Vater neben ihn, und nach einem schallenden „Doswidanje“ (auf Wiedersehen) auf beiden Seiten, geht es heidi in die Winterlandschaft hinaus.

Ueber Steppen und Felder führt die Reise gegen Petersburg, wo um die lustige Zeit der Futterwoche Mangel an Fahrzeugen herrscht und deshalb die finnischen Bauern zuziehen. Nikitin will verdienen, um seine Kinder zu Ostern neu kleiden und seine Felder im Lenz besser bestellen zu können.

Der Weg ist weit und ohne Grenzen dehnt sich die weiße Ebene aus. Hier und dort steht, armfellig zusammengedrückt, eine Gruppe dürrer, brauner Bäume oder Hausen von heiter krächzenden Nebelträhnen schicken ihre Misttöne in die Totenstille. Aber das Ziel wird erreicht. Mit heiterem Schellengellingel fährt der Schlitten in die Stadt ein. Auch sie ist im Schnee begraben, doch von Stille keine Spur. Da rasselt und gleitet und trabt und schiebt und drängt zwischen den Häusern und Palästen in unablässiger Eile und mit betäubendem Lärm. Alle möglichen Fuhrwerke, alle möglichen Menschen der verschiedensten Nationen eilen auf und ab, hin und her. Fedors Augen werden noch größer, sein Stumpfnäschen ist voll Neugier.

Es gibt nicht viel Zeit, zu schauen; das Geschäft ruft. Sie haben einen Stall für die Nacht und einen Standplatz für den Tag. In der Nähe desselben ist auch eine Kneipe. Da drinnen wärmt sich Nikitin zwischen den Fahrten am ersten Tag



Er setzte sich freudig in den Schlitten, der Vater neben ihn, und nach einem schallenden „Doswidanje“ (auf Wiedersehen) auf beiden Seiten, geht es heidi in die Winterlandschaft hinaus.

möglichen Fuhrwerke, alle möglichen Menschen der verschiedensten Nationen eilen auf und ab, hin und her. Fedors Augen werden noch größer, sein Stumpfnäschen ist voll Neugier.

Es gibt nicht viel Zeit, zu schauen; das Geschäft ruft. Sie haben einen Stall für die Nacht und einen Standplatz für den Tag. In der Nähe desselben ist auch eine Kneipe. Da drinnen wärmt sich Nikitin zwischen den Fahrten am ersten Tag

und Fedor sitzt einstweilen auf dem Schlitten und beaufsichtigt das Gespann. Kommt ein Fahrgast, holt er flink den Vater und treibt sich bis zur Rückkehr in der Nähe herum.

Doch sieht er schon, das Geschäft geht schlecht bei dieser Einrichtung. Jeder hat Eile, und Konkurrenz ist immer vorhanden. Bis er mit dem Vater zurückkehrt, hat bereits ein anderer Iswoschtschik den Verdienst weggeschnappt. Da werden sie wenig heimbringen, so wenig wie im Vorjahre, als die Mutter in Tränen ausbrach über die kleine Summe. Bei allen Heiligen, so darfs heuer nicht wieder werden. Wozu hätte sie ihn mitgeschickt?

Noch schwankt er, wie er den Vater mahnen soll; die kindliche Ehrfurcht bindet ihm den Mund.

Am zweiten Tag tritt ein Herr mit besonderer Hast an das Gefährt heran. Der Knabe merkt es: der wartet keine Viertelminute, und der Vater braucht stets mehrere ganze, bis er sich einfindet!

Rasch greift er zur Peitsche und spricht: „Sadiz Gospodin! (Setzen Sie sich, Herr!) Wohin befehlen Sie?“

„Kannst du denn fahren, Bürschchen, und wieviel verlangst du nach dem Festplatz?“

„Dwazit Kopek!“ (Zwanzig Kopeken.)

„Ich fahre für pednazit (fünfzehn) dahin!“ schreit der Kutscher nebenan, den es ärgert, daß der Knabe ins Gewerbe pfluschen will.

„Zahlen Sie mir dezit (zehn)!“ erwidert Fedor.

„Das ist mehr als billig.“ Der Herr steigt ein und der kleine Iswoschtschik ruft munter: „Na prawda! Na prawda!“ (Vorwärts, geradezu.)

Er hat Herzklappen. Die Pferde kann er ja regieren und gar flott. Doch wo liegt der Festplatz? Er hat keine Ahnung davon. „Nitschenwo!“ sagt er sich und wo die meisten Schlitten hinfahren und Frauen und Kindern, die erwartungsvolle Gesichter machen, lutschiert er hinterdrein. Und richtig, durch alles Gewühl gelangt er glücklich ans Ziel.

„Stoi! stoi!“ (Halt!) ruft er überjelig seinen Schimmeln zu, als er vor den Schaulefen und Buden steht.

„Du verstehst dein Geschäft, kleiner Mann!“ lobte ihn sein Gast und gibt ihm reichlich Ratschai: das ist Trinkgeld. Das freut ihn über alle Maßen. Stolz kehrt er zum Vater zurück. Er trifft ihn betrunken an, und Fedor macht die Fahrten für den ganzen Tag. —

Jede ist nicht so leicht, wie die erste. Er weiß sich zu helfen. Ein Dienst- oder Polizeimann weist ihm auf freundlichen Zuruf stets die Richtung. Selbst die eigenen Fahrgäste weiß er ge-

schickt anzuzufahren. Und Fedor läßt sich auch schimpfen. Wozu hätte er seinen Leib- und Trostspruch: „Nitschenwo!“ Von da an überläßt ihm Nikitin, der im Banne des Branntweins liegt, oft genug den Schlitten. Fedor bringt die Herren nach den Inseln hinüber, zu den zahlreichen eleganten Vergnügungsorten, wo in der tollen Woche die Zigeuner siedeln und fremde Sängerrinnen in märchenhaften Toiletten auftreten; nach den Theatern und Konzertsälen die vornehmen Damen mit rauschenden Kleidern, seidenen Baschliks und kostbaren Pelzen, die Wolken von süßem Parfüm ausströmen; nach dem Festplatz groß und klein; da amüsiert sich die Jugend auf Schaulefen, in Wunder- und Zauberbuden, bei Possenreißern mit falschen Härten, oder lutscht jauchzend auf Stuhlschlitten von Eisbergen herunter. Sehnüchzig schaut er auf die übermütigen Mädchlein und Buben, doch kaum läßt er die Pferde ein wenig langsamer laufen, um einige Töne mehr von den wiegenden Orgelkledern und grellen Trompetenstößen zu vernehmen. Das Geschäft! Er ist nicht nach Pieter geschickt worden, um Augen und Ohren aufzureißen. „Nitschenwo!“ murmelt er und schnalzt mit der Peitsche, daß die Säule fliegen. Frierend wartet er stundenlang auf seinem Gefährt vor den lärmenden Lokalen und läßt sich den scharfen Eiswind, der von der Rewa herweht, durch die Kleider blasen.

Schlitten und Pferde pukt er. Namentlich die zweiten; ein feiner Gospodin läßt sich nicht von schmutzigen Radern ziehen. Und das ist keine kleine Arbeit. Dafür streichelt ihm auch der Vater die Wange.

Wenn Nikitin selber lenkt, steht Fedor mit den anderen Iswoschtschits in den Fanolen, die an den Strakenenden flammen, denn es ist bitter kalt, oder schläft im Stall, der freilich nicht warm ist, wenn die Pferde fehlen.

In die Kneipe geht er nicht, obwohl er Geld hat und sich ganz gut Branntwein und Blini, die russische Nationalspeise, die um diese Zeit Hoch und Nieder iszt, zu Gemüte führen könnte. Er fürchtet das brennende Getränk, das den Vater so wild und lärmend macht, fürchtet den Ort, wo man es für das schöne, köstliche Geld verabreicht.

Trocken Brot tutz ihm auch. Wenns ihm nicht so recht munden will, greift er nach dem Säckchen auf seiner Brust, das er sich selbst genäht hat; es sieht gerade so aus, wie das, welches die Mamuschka dem Vater mitgegeben hat, nur ist es nicht aus Leder, sondern aus Zib. Es klimpert bereits recht lustig drinnen und das Herz schlägt ihm voll Wonne darüber.

Wie froh wird er sein, wenn diese Tage vorüber sind. Wenn er wieder heim darf zur Mutter, zu den Geschwistern, in die wohlige Stube, an den Tisch mit den dampfenden Schüsseln. Die Stadt des Sonnenherrn ist doch nicht so schön, wie er geträumt hat, und von dem heiligen Väterchen selbst hat er noch nichts gesehen, als die Mauern, hinter denen

er eingeschlossen ist, wie schier ein Gefangener. Der Frost sitzt ihm in den Knochen und der Hunger hat ein Loch in seinen Magen gebissen. Es ist ihm recht übel.

Jrgend etwas ist nicht in Ordnung bei ihm. Er denkt, es ist das Heimweh. Die Stunde der Abreise tritt ein. Die Butterwoche ist um; die siebenwöchige Fastenzeit vor Ostern hat begonnen. Nikitin tritt in den Schlitten. Er weiß es, sein Weib würde es ihm nie verzeihen, wenn er nach Brannntwein duftend heimkehrte. Er ist fröhlich. Nur einmal zwinkert sein Auge unruhig. Auf halbem Wege hält er es nicht mehr aus.

„Du, Fedor, mein braver Kamerad, du wirst's Mamuschka

nicht verraten, daß ich manchmal Brannntwein getrunken habe. Geld haben wir ja, mehr als je.“

Fedor schüttelt den Kopf und blickt auf die ziehenden Raben, die in der Kälte einen Dunstschweif hinter sich lassen. Er wundert sich darüber, denn ihm ist warm, ja heiß. Am liebsten möchte er aus der warmen Pelzbede springen, in die ihn Väterchen liebevoll gewickelt hat, und die sonst dem Fahrgast auf die Knie gebreitet lag.

Als sie das bläuliche Gekräusel der heimattlichen

Herdstellen erblickten fängt er zu zittern an. Welche Freude! Welche Freude!

Die Zähne klappern ihm aufeinander. — „Debro Poshalowat! (Willkommen!) Wie ist es euch ergangen?“ ruft ihnen die Mutter auf der Schwelle zu.

„Charascho, charascho!“ (Gut!) antwortet der Mann mit tiefer Stimme und hüpft vom Sitz. Er wunderte sich, daß ihn Fedor nicht zuvorgekommen ist. Der steckt in seinem Pelzberg, als sollte es nach Sibirien gehen.

Scherzend rollte er ihn heraus. Haltlos, schwankend fällt ihm der Knabenkörper entgegen. Eine unsichtbare Macht schüttelt ihn, läßt jedes Glied erbeben.

Die Mutter schreit auf.

Da lacht der Junge mit verzerrten Lippen und weint zugleich und breitet die Arme nach ihr aus.

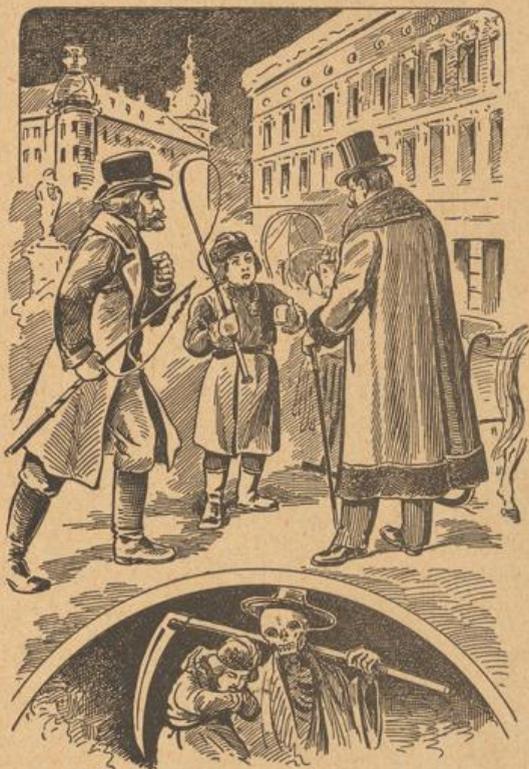
Betroffen schaut Nikitin nach, wie sie ihn aus Haus trägt wie einen Leblosen.

Sie zieht ihm mit tappenden Händen die Kleider aus, um ihn ins Bett zu legen. Um seinen Hals genügt

hängt findet sie das Ritzsäckchen. Als sie daran rührt, kommt er zu sich und blickt ihr in das schneehleiche Gesicht.

„Mamuschka, der Vater bringt viel Geld mit. Und das, das ist extra für dich! Ich habe es von den reichen Gospodins als Trinkgeld erhalten! Hab' keine Sorge um mich. Mir ist nur ein bißchen schlecht, Mamuschka. Ritschewo!“

Nach zwei Tagen hat das Fieber den kleinen Helden bezwungen.



„Ich fahre Sie für pednazit (fünfzehn) dahin!“  
schrie der Kutscher nebenan.



## Geschichtliches aus der Geroldseck'schen Raubritterzeit.

Von Pfarrer Armbruster-Prinzbach.

Nachdem Diebolt I. von Hohengeroldseck 1461 gestorben war, waren seine drei Söhne erbberrechtigt, nämlich Diebolt, Gangolf und Walther und diese teilten nach ihrer Volljährigkeit 1470 die von ihrem Vater ererbten Güter unter sich. Dabei erhielt Diebolt II. u. a. 1) Schuttern mit dem Schloß, 2) das Vorderhaus des Schlosses Hohengeroldseck, und 3) den Schynberg (Schönberg), Brintschbach (Prinzbach), Reichenbach, Seelbach und das Haus (Hof) zu Schuttertal.

Dieser Diebolt II. nannte sich auch „Herr zu Bolchen“, weil er als Gemahlin eine Elisabeth geb. von Rödermachers, Witwe des Grafen Friedrich von Rörz-Sarwerden „Herrn zu Lar“ geheiratet hatte; als er aber ohne Erben starb, fiel dieser Titel an die v. Rödermacher'sche Herrschaft zurück.

a) 1466 machte er mit der Freiherr von Röderschen Herrschaft zu Diersburg einen Vertrag inbetreff der Vogtey Reichenbach, vermöge dessen sie alles in diesem Dorf gemeinweg haben sollten — bekanntlich waren die Geroldsecker schaurige Rivalen der Freiherr von Röderschen Herrschaft in Diersburg und hatten im Verlauf der Geschichte beständige Kämpfe mit ihren Gegnern.

b) 1467—1482 belehnte er seine Kapellen;

c) 1476 kaufte er von einem gewissen Diebolt von Gypinchen das ganze Gut, gelegen im Demelsbach (Emersbach) auf der Schmytte am Schynberg;

d) 1481 wurde Diebolt II. mit der Kastenvogtey Eitenheimmünster belohnt vom Bischof Albrecht von Straßburg;

e) 1482 verkaufte er sein Anteil an Ottenheim an den Markgrafen Chrystoph, und später im selben Jahre sein Anteil an das Dorf Reichenbach, Seelbach, Ruhbach und Schuttertal an ebendenselben Markgraf Chrystoph, ein Beweis dafür, wie die Geroldsecker in dieser Zeit finanziell gesunken waren und immer mehr Geld benötigten.

Aus diesem Grunde verlegten sie sich so gern auf Raubritterei. Diesen Titel Raubritter rechtfertigte Diebolt II. durch zwei Ereignisse oder zwei Raubzüge (Fehden). Das erste Mal war es die sogen. Straßburger Fehde 1476 mit der Stadt Straßburg, die Angrenzer des Geroldseck'schen Gebiets war. Durch seine Raubzüge oder Einfälle ins Straßburger Gebiet geriet er in böse Fäulnis mit der Stadt, da ohnehin sein Charakter

unruhig, streitföchtig und zänkisch war; er war also gleichsam von Natur aus zum Raubritter geboren. Die Straßburger fielen deshalb zur Rache in Geroldseck'sches Gebiet ein, zogen nach Schuttern und nahmen es samt dem Schloß ein und zerstörten alles, zogen sodann sogar zu seiner Stammburg Hohengeroldseck und belagerten sie eine Zeit lang, ohne sie jedoch einnehmen zu können. Diese Fehde endete schließlich nach gegenseitig erlittenen Nachteilen und Schädigungen mit einem gütlichen Vergleich.

Viel bemerkenswerter und verächtlicher in der Geschichte ist aber die Fehde 1486, die derselbe Diebolt II. mit Kurfürst Philipp, Pfalzgraf bei Rhein und Herzog zu Baiern führte. Ursache waren auch hier die Raubereien u. Plünderungen mit den benachbarten Ländereien dieses Kurfürsten durch Diebolt. Deshalb zog dieser mit seiner ganzen damaligen Kriegsmacht vor die Burg Hohengeroldseck am 24. Juli jenes Jahres und belagerte sie. Interessant ist es, wie seine Kriegsmacht beschaffen war. Es war der Kurfürst selbst mit 1600 Pferden, 2 Fürsten, 2 Bischöfen, von Worms und Speyer, 16 Grafen, 8 Freiherrn und 313 Edle, dazu 1800 Reifige, bewaffnete Leute, 1400 gewappnete Fußgänger, 250 Schweitzer, 800 Wagen und 1600 Wagentreute. Geschütze, Waffen mit Munition bestanden in acht Kampfbüchsen, 24 sog. Schlangen, 36 sog. Bogler und 200 Hadenbüchsen; dabei noch der sog. Volklauß, die Beßelß, Bolz und Maidhart, wie es im Mittelalter gebräuchlich war. 9 Tage lang dauerte die Belagerung der Burg und erst am 9. Tage wurde die stolze Feste eingenommen und es erfolgte ihre Uebergabe. Diese Fehde schloß für Diebolt sehr ungünstig ab, weil er alles, was er noch an Geroldseck'schen Ländereien bisher besaß, endgültig verlor, eine gerechte Strafe für seine vielen ungerechten Raubzüge und Plünderungen am Eigentum von Herrschaften und Privatleuten. Kein Wunder, daß auch mit Diebolt der finanzielle und sittliche Ruin der Herren v. Geroldseck so erst recht begann und so dieses einst so stolze u. reiche und mächtige Adelsgeschlecht allmählich immer mehr sank, bis selbst das stolze, herrliche Schloß 1686 durch Marschall Cregui in den Raubkriegen Louis XIV. eingenommen und völlig zerstört wurde. Bald nachher, 1708, starb fast das ganze Herrschaftsgeschlecht aus.

## Ein Abenteuer.

Es mag ungefähr fünf oder sechs Jahre her sein. Ich saß an einem heißen Augusttage im Wartesaal des Bahnhofes zu Glasgow und erwartete die Ankunft des Mittagszuges, der mich heim nach Cairngorm führen sollte.

Es war ein sehr heißer Sommer, und die Spalten der Tageblätter berichteten täglich über durch Hitzschlag hervorgerufene Erkrankungen und Todesfälle.

Im Wartesaal war außer dem Wäffeltfräulein und meiner Wenigkeit niemand weiter anwesend, falls man nicht die unzähligen Fliegen hinzunehmen will. Um die Zeit nämlich zuzubringen, langte ich nach der Zeitung, denn bis zum Abgang des Zuges blieb mir noch eine Viertelstunde.

Natürlich waren die Spalten wieder mit Hitzsposten über die große Hitze gefüllt. In London waren dreißig Personen dem Hitzschlag erlegen, in Glasgow waren gar zwei Menschen infolge der Hitze irrsinnig geworden. Wie ich noch darüber nachdachte, wie gräßlich es wäre, auf solche Weise den Verstand zu verlieren, fiel mein Blick auf das Wörtchen Cairngorm. Die betreffenden Notiz lautete:

„An die Einwohner der Stadt Cairngorm! Heute abends wird sich der berühmte spanische Professor der höheren Magie, Abra-Cadabra erlauben, in der städtischen Singpielhalle eine seiner wunderbaren Zaubervorstellungen zu veranstalten. Professor Abra-Cadabra hatte die Ehre, sich vor höchsten und allerhöchsten Herr-

schaften mit Erfolg produzieren zu dürfen. Anfang der Vorstellung pünktlich 8 Uhr. Um zahlreichen Besuch bittet der Veranstalter“.

„Wird auch was Rechtes sein, dieser sogenannte Professor der höheren Magie“, dachte ich, denn ich hatte nie viel für reisende Taschenspieler übrig und war jetzt schon fest entschlossen, die Vorstellung nicht zu besuchen. Ich war damals Bürgermeister des Städtchens, spielte eine tonangebende

Rolle, und wenn ich die Vorstellung nicht besuchte, hielten sich wahrscheinlich auch die anderen Honoratioren fern.

„Nach Cairngorm und Ardialloch!“ rief draußen der Portier.

Ich legte die Zeitung beiseite, erhob mich und trat auf den Bahnsteig hinaus. Der Zug donnerte in die Halle und ich suchte mir ein Wagenabteil 2ter Klasse aus. Das Abfahrtsignal wurde gegeben, langsam begannen sich die Räder zu drehen, da stürzte noch atemlos ein verspäteter Reisender auf mein Abteil los, riß die Türe auf und ließ sich mir gegenüber keuchend in die Kissen fallen.

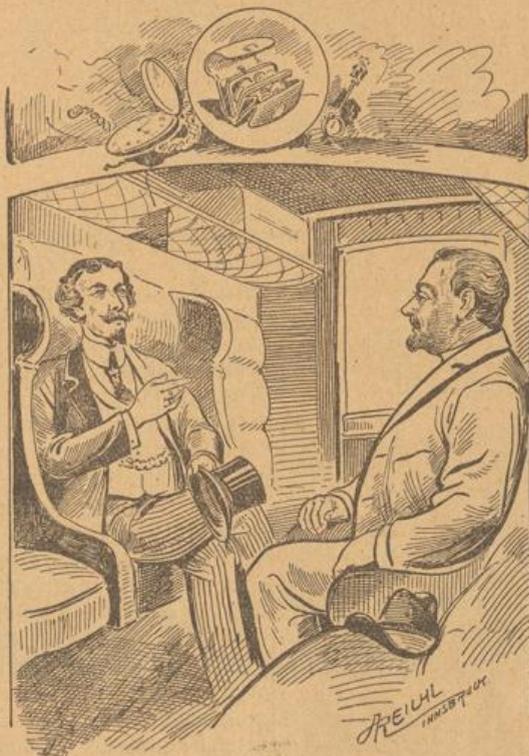
Eine Weile saßen wir uns schweigend gegenüber.

„Dieser Zug fährt doch nach Cairn-

gorm?“ versuchte endlich der Fremde ein Gespräch anzubahnen.

„Jawohl!“ erwiderte ich kurz, „ich bin der Bürgermeister von Cairngorm!“

Der Fremde stieß ein leichtes „Ah!“ aus, über dessen Bedeutung ich mir weiter keine Gedanken machte.



„Dieser Zug fährt doch nach Cairngorm?“ versuchte endlich der Fremde ein Gespräch anzubahnen.

Alles war still um uns her und die brütende Hitze legte sich mit bleierner Schwere auf meine Augenlider. Ich pflegte nicht während der Fahrt zu schlafen und kämpfte deshalb auch jetzt gegen die aufsteigende Müdigkeit an.

Nicht so mein Reisegefährte. Er hatte die Augen geschlossen und schien eingeschlafen zu sein. Diese Entdeckung gab mir Mut, den Fremden in einer Anwandlung echt kleinstädtischer Neugier etwas näher ins Auge zu fassen.

Seiner Kleidung nach gehörte er entschieden den besseren Ständen an. Das scharfgeschnittene Gesicht hatte eine südlich bräunliche Farbe, und seine schlanken, wohlgepflegten Hände schmückten ein paar kostbare Ringe.

Besondere Beachtung verdiente auch seine Krawattennadel. Sie bestand aus dem ganz aus Diamanten zusammengesetzten Buchstaben „N“ und einer darüber angebrachten Krone.

Ein kostbares Schmuckstück war es. Ich bin in solchen Sachen Kenner und lasse mich nicht leicht durch Nachahmungen täuschen.

Wenn ich noch hinzügte, daß mein Gegenüber eine quer über die weißseidene Weste gehende schwergoldene Uhrkette trug, daß seine Füße in tadellosen Lackstiefeln steckten, wird man verstehen, daß meine Prüfung nicht gerade zu seinen Ungunsten ausfiel.

Da der Fremde plötzlich eine Bewegung machte, wandte ich schnell den Kopf nach dem Fenster, denn es war ja nicht nötig, daß er sich beobachtet sah.

Wir hatten jetzt ungefähr ein Drittel der Fahrt hinter uns. Bis zur Ankunft in Cairngorm konnte noch reichlich eine halbe Stunde vergehen.

Ich fühlte mich nun schon gar nicht mehr so abgeneigt, mit dem Unbekannten ein Gespräch zu beginnen; denn einerseits hätte mich eine Unterhaltung besser muntergehalten, und zweitens padte mich auch die Neugier, zu erfahren, was der vornehme Reisende in unserem stillen Städtchen wollte.

Unwillkürlich wandte ich ihm wieder das Gesicht zu, senkte aber sofort den Blick, weil unsre Augen sich zufällig trafen.

Ich weiß nicht, wie es kam, aber ein unbehagliches Gefühl, von dem ich mir im ersten Augenblick keine Rechenschaft abzulegen vermochte, überfiel mich, als des Fremden Blicke so fest auf mir ruhten.

Er hatte große, dunkle, fast schwarze Augen, in denen es wie verborgenes Feuer loderte.

Dann begann er plötzlich halblaut zu sich selbst zu sprechen. Er zog einen der prächtigen Brill-

lantringe vom Finger und ließ ihn in der Sonne blitzen. Da er seine Stimme etwas erhob, konnte ich jedes seiner Worte deutlich verstehen.

Unterdrückte Trauer tönte aus seinen Worten, als er murmelte:

„Du bist mir sehr teuer, mein lieber Ring. Der König von Spanien machte dich mir zum Geschenk.“

Er hielt einen Augenblick inne und fuhr dann mit düsterer Entschlossenheit fort:

„Nichtsdestoweniger hast du jetzt deine Schuldigkeit getan und mußt fort!“

Dieses jagend hob er langsam den Ring zwischen den Fingerspitzen und schleuderte ihn zum Wagenfenster hinaus.

Wie gebannt hingen meine Augen an seiner Hand und folgten jeder ihrer Bewegungen. Kein Zweifel, er hatte ein Vermögen zum Fenster hinausgeworfen. Ehe ich meine Gedanken noch recht zu sammeln vermochte, begann er schon wieder, die Krawattennadel hervorziehend:

„Auch du bist ein köstliches Andenken. Zar Nikolaus von Rußland überreichte dich mir persönlich in Peterhof. — Doch es hilft nichts, auch du mußt fort!“

Wieder erhob er seine Rechte und ich glaubte noch zu sehen, wie die lange goldene Nadel glitzernd in die Luft flog. Ein kalter Schweiß trat auf meine Stirn und ich fühlte das ungehobene Pochen meines erregten Herzens. Kein Zweifel, jener Unglückliche war, ein Opfer der Hitze, plötzlich wahnsinnig geworden, und ich war verurteilt, mehr als eine halbe Stunde hier allein mit ihm im Wagen zu verweilen.

Verzweifelt suchten meine Augen nach der Notbremse. Sie befand sich am entgegengesetzten Ende des Wagens, um sie zu erreichen, hätte ich an dem Irren vorbeischießen müssen. Gewiß würde er sich auf mich, den Waffenlosen, gestürzt haben, falls ich Miene machte, seiner Gesellschaft zu entweichen. Mein Reisegefährte schien gar nicht zu bemerken, welchen Eindruck sein Benehmen auf mich machte. Ruhig zog er die dicke, goldene Uhr, die auf dem Deckel ein aus Rubinen geschlungenes Monogramm zeigte, löste die Kette und betrachtete beide Gegenstände wehmütig.

„Hollands junge Königin verehrte euch mir,“ flüsterte er, „und ich habe große Stücke auf euch gehalten. Aber nun müßt ihr den anderen folgen!“

Wieder erhebt er den Arm und die Uhr und Kette flogen auf Rimmerwiedersehen davon.

In einer Art mit Grauen gemischter Neugier beobachtete ich sein Tun. Zuletzt wich das läh-

mende Furchtgefühl ganz dem spannenden Erwarten: was wird nun wohl an die Reihe kommen?

Der Wahnsinnige schien jetzt so ziemlich alles, was wertvoll war, zum Fenster hinausgeschleudert zu haben. Er blieb einen Augenblick im Nachdenken versunken sitzen. — Aber dann blickte es in seinen dunklen Augen auf, und von einer neuen Idee erfaßt, zog er seine vollgefüllte Börse hervor.

Wie um sich noch einmal an ihrem Inhalt zu erbauen, öffnete er sie, und ich konnte erkennen, daß sie bis oben mit Goldstücken gefüllt war.

„Um Gotteswillen“ dachte ich, „er wird doch nicht das schöne Geld fortwerfen wollen!“

Aber schon murmelte er verächtlich: „Du erinnerst mich nur an meiner Hände Arbeit und bist kein Fürstengeschenk. — Ach, Gold ist nur Schimäre!“

Rasch näherte er seine Hand dem offenen Fenster. Schon wollte ich aufspringen und ihm in die Arme fallen, da besann ich mich noch zur rechten Zeit, daß ich es ja mit einem Irrsinnigen zu tun hatte, und daß mir eine unbesonnene Bewegung vielleicht das Leben kosten konnte. Schlaff sanken mir die Arme am Körper nieder. Ich mußte ruhig zusehen, wie auch die umfangreiche Börse zum Fenster hinaus verschwand.

„Laß den Narren!“ dachte ich. „Wenn er sein Eigentum mit Gewalt los werden will, mag er es immer tun!“

Plötzlich durchzuckte mich ein jäher Schreck. Hatte der Wahnsinnige nicht schon alle seine Kostbarkeiten, ja sogar sein Bargeld geopfert? — Wie, wenn er Vergnügen an diesem eigenartigen

Spiel fand und sich nach anderen Wertsachen umsah? Ich zitterte in Gedanken daran; denn ich führte eine größere Geldsumme mit, und meine Uhr war ein kostbares Erbstück meines Großvaters. Scheu glitt mein Blick nach der Westentasche. Warum hatte ich Unglücklicher auch vergessen, meinen Rock zuzufnäpfen? Wenn der Irre die blanke Kette sah, erwachte seine seltsame Leidenschaft sicherlich von neuem.

Vorsichtig tastete ich mit der Hand nach unten und schloß die untersten Rockknöpfe. Mein Ge-

genüber hatte es nicht bemerkt, sondern saß bewegungslos und starrte auf die Spitzen seiner Lackstiefel.

Schnüchting sah ich mit schnellem Seitenblick zum Fenster hinaus, aber die vorüberfliegende Landschaft verriet mir, daß noch mehr als eine Viertelstunde vergehen würde, ehe Cairngorm erreicht war.

Tiefes Schweigen herrschte im Abteil und nur unsere Atemzüge waren hörbar.

Immer weiter rollte der Zug durch die sonnenbeschienenen Fluren, immer näher rückte der Augenblick der Erlösung.

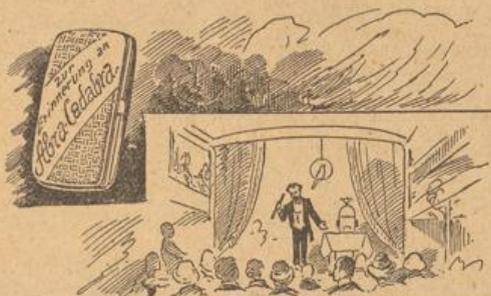
Schon erblickte ich von ferne die Türme Cairngorms, da begann mein unheimlicher Reisegenosse plötzlich wieder zu reden. Mit dem Tone eines verzogenen,

weinerlichen Kindes stieß er hervor:

„Und ich kann den Ring doch nicht missen! Was wird der König von Spanien sagen, wenn ich sein Geschenk nicht mehr habe. — Es muß wieder her!“

Im nächsten Augenblick blickte der Solitär wieder an seinem Finger.

Genau so ging es mit der Uhr, der Krawattennadel und der Börse. Er griff einfach mit der Hand in die Luft hinaus und hielt die vorhin



„Um Gotteswillen“, dachte ich, „er wird doch nicht das schöne Geld fortwerfen wollen?“

fortgeworfenen Gegenstände wieder zwischen den Fingern.

Und ich habe gewiß nicht besonders geistreich ausgesehen, denn plötzlich wandte er sich mit verdecktem Lächeln an mich.

„Nur eine Probe, Herr Bürgermeister! — Mein Name ist — ah, Sie werden es ja wissen, Sie haben ja meine Visitenkarte in der linken Brusttasche!“

In diesem Augenblick rollte der Zug in die Bahnhofshalle in Cairngorm. Mein Reisegegenosse machte eine artige Verbeugung, öffnete die Abteilküre und war wie der Blitz verschwunden.

Ganz betäubt blieb ich sitzen und unwillkürlich tastete meine Hand nach der linken Brusttasche.

Ein länglicher, harter Gegenstand, der vorhin nicht darin gewesen war, steckte in der bezeichneten Tasche. Ich zog ihn heraus — und meine Ueberraschung war nicht gering, als ich erkannte, daß es eine zierlich geflochtene Zigarrentasche war, die in sauberer Goldprägung die Worte trug:

„Zur Erinnerung an Abra-Cadabra.“

Einen Augenblick war ich verblüfft; dann aber stieg ich lachend aus.

Am Abend saß ich in der Vorstellung, der halb Cairngorm nun natürlich auch bewohnte.

Die Zigarrentasche aber verwahre ich noch heute als ein eigenartiges Andenken.



## Zum letzten Male.

Skizze von R. Fabri de Fabris.

Der Schnellzug Rymwegen—Aöln durchfliegt die niederrheinische Tiefebene. In einem Damenabteil zweiter Klasse sitzt eine junge Frau allein. Sie schaut unverwandt durch das rechtsseitige Fenster, als suche oder erwarte sie etwas. Noch liegt der Abendsonnenschein breit auf dem Land: die Föhrenwälder stehen geheimnisvoll in rotem Licht; die dünenartigen Sandhügel tragen silberne und goldene Kronen, wie Hünengräber, worauf die letzte Waffenzier toter Helden funktelt.

Die reisenden Kornfelder beugen und heben sich leise im Abendwind, als lauschen sie den Stimmen Unsichtbarer, die im Vorüberfliegen die seltsamen Sagen dieses Landes erzählen, die von Siegfried von Kantien und die vom Schwanritter und der schönen Klever Herzogin. Sie schimmern und funkeln wie lichtiges Gold in den leuchtenden Smaragdflächen der niederrheinischen Wiesen und Weiden, und der königliche Strom selber trägt sein Feierkleid aus golddurchwirktem Sonnenpurpur.

Rechts und links begleitet die Landstraße zeitweilig den Sapienenstrang. In ihre hohen Linden und Ulmen hat der Abend wunderfeine pflanzfarbene Seidenschleier gehängt, und dahinter tief am Horizont, über der dunklen Mauer des Reichswaldes von Kleve schwebt die Sonne im goldenen Duft der Ferne, tiefrot und glühend wie eine riesige chinesische Laterne.

Links vom Schienenweg hebt sich, in strahlendes Rotgold getaucht, unvermittelt der Hügel von Hochelten aus der Ebene, ein Riese, der die Pflache hält an den Grenzsteinen des deutschen Landes. Drusus und Germanicus haben einst von hier Lugans gehalten ins Land der Bataver an den Stromniederungen und am grauen Nordmeer. Aber die junge Frau sieht die Hochwart von Elten nicht und denkt nicht an die Geschichte dieses Landes. Sie hat mit ihrer eigenen zu tun. Ihre dunklen, traurigen Augen brennen in dem roten Glanz, der von den Wäldern der Klevischen Hügel über die Ebene fliegt. Da liegt das Land ihres toten Glückes und ihrer Sehnsucht.

Schwarz steht die Schwanenburg mit ihren Türmen im Feuerschein des Abends. Trotzig und fest wie ein uraltes Heldenlied. An der Schwanenburg hängen die Blicke der jungen Frau, an den dunklen Wäldern, über denen die gewaltigen Feuer lohen.

Da ist sie einmal im Glück gegangen. Auch an solch einem Sonnenabend, da sich Himm und Erde in feuriger Innigkeit die Hände reichen. Da ist sie einmal gegangen an der Hand der Liebe. Und sie hat gemeint: an der Hand der Träne.

Unfänglich glücklich ist sie gewesen. So glücklich, daß auch jetzt noch das Bild der stummen Dinge da: der alten Sagenburg und der hohen, flamm-

menden Wälder ihr Herz ungestüm klopfen läßt in selbigem Erinnern und wahrer Sehnsucht.

Da ist sie als jungvermählte Frau an der Hand des Gatten gegangen.

Von seiner Garnison im nahen Wesel war der junge Stabsarzt an einem dienstfreien Nachmittag herübergekommen. Er wollte ihr, der Oberländerin, die ersten Schönheiten seiner nieder-rheinischen Heimat zeigen.

Da fließt das Wasser Kermisdal zwischen den Waldhügeln. Sie sieht es genau; sie sieht sein goldenes Leuchten am Waldhang, im Grün der Wiesen und Gärten. Ueber dieses selbe Wasser hat er sie gerudert an dem seligen Tage. Ueber ihnen hat die Schwanenburg im Abendlicht geschwebt, da hat er ihr noch einmal die Sage vom Schwanritter erzählt. Ihr aber ist er selber gewesen wie Lohenarin, der ritterliche Held. Und das Schwanenschloß war ihr die Burg des Grales auf Mont-Salvage, wo sie ihr Glück gefunden hatte.

Sie legt die Hand über die brennenden Augen. Ist das alles wirklich erst fünf Jahre her? . . .

In sanftem, silbernem Leuchten und in zarten Rosenblöden schwebt die Burg ferner und ferner über der Ebene. Dann kommen die Schatten der Tiefe und verhüllen das liebe Bild.

Es ist der jungen Frau, als höre sie von weiter her ein klagendes Lied, ihr Schicksalslied.

Weiter und weiter rast der Zug. Dörfer und Wälder strecken ihre Arme aus, ihm entgegen. Vorbei. Unerbittlich! Unerbittlich! Wie das Leben. Wie das Schicksal.

Das ist Revelaer. Doch wie eine Himmelsleiter steht der Turm der Wallfahrtskirche gegen die Wolkenwand, an der soeben das letzte Abendrot verglüht wie der Widerschein des Lebens in einem brechenden Auge.

Vorbei fliehet der Zug.

Die junge Frau atmet auf. Sie ist froh darum. Sie will die Himmelsleiter nicht sehen. Es würde sie traurig und beschämt machen. Sie will auch fremden Menschen nicht in hoffnungsfeltige Augen blicken. Da entsteigen sie in Scharen einem Pilgerzug. Sie alle haben ein starkes Hoffen, sie alle haben aber auch ein stilles Leid im Herzen. Sie hat auch einmal da gestanden. Mit einem großen Schmerz und mit einem großen Vertrauen.

Das war vor zwei Jahren, als ihr kleiner Hans, ihr einziges Kind, so schlimm an Gehirnkämpfen erkrankt war. Sie war nach Revelaer geeilt, getrieben von der Angst ihres Mutterherzens. Da hatte sie zu Füßen der Schmerzens-

mutter gelegen, der Trösterin der Betrübten. Besonders der betrübten Mütter. Auch ihr mußte sie helfen. Sie hatte ja den eingeborenen Sohn, das Gotteskind, in den Tod gegeben, um den armen Menschen zu helfen. Die Schmerzhafte mußte ihr helfen.

Mit einer frohen, starken Zuversicht war sie am Abend nach Hause gekommen. Da war ihr Kindlein gerade gestorben.

Sie fuhr über die tränenlosen, brennenden Augen. Sie wollte nicht mehr an ihre schreckliche Verzweiflung denken. Sie hatte das Wort des Arztes nicht begriffen, der sie getröstet hatte auf seine Art: „Der Tod ist als Freund gekommen, gnädige Frau. Das Gehirn hatte zu schwer gelitten.“ Und dann hatte er ein furchtbares Schicksalswort gemurmelt: „Idiotie“ . . . Sie aber hatte mit Gott gehadert.

Warum mußte ihr Kind, ein blühendes, fröhliches, überhaupt so schwer erkranken? . . . War nicht sein Tod der Anfang von all dem unsäglichen Leid gewesen? . . . Hatte er ihre Seele, ihre helle, frohe, kindliche, nicht düster und stumpf und alt gemacht?

Hatte er nicht dunkle Schatten um ihre Erkenntnis gezogen, daß sie die frohe Wahrheit ihres Glaubens vergaß, die Ueberzeugung von einem unzerstörbaren Leben in Gottes Ewigkeit?

Hatte er sie nicht gleichgültig gemacht gegen die Liebe und Härlichkeit ihres Gatten? . . . Sie schämt sich noch jetzt ihrer Härte und wird flammend rot in der Einsamkeit ihres Abteils. Mit welcher Kälte hat sie ihn zurückgestoßen, da er immer wieder versuchte, sie zu trösten in der Liebe seines Herzens! Dann ist eine Zeit gekommen, da ihre stumpfe Gleichgültigkeit ihm unerträglich geworden ist. Er hat anderwärts den Trost gesucht, der ihm nötig zu sein schien, um das schwere Leid und die Vereinsamung ihres Herzens ertragen zu können. Da ist ihr allgemach sein Herz entfremdet worden. Heute weiß sie — nach einem Leid, einem Ringen und einer Sehnsucht von ein paar Jahren weiß sie es —, daß sie allein die Schuld hat, oder doch die Hauptschuld.

„Gott hat die Schuld!“ hat sie zuerst geschrien in der Verzweiflung ihres Herzens. Das war, wenn in der Stille schlafloser Nächte ihr Gewissen aufstand, um anzulagen. „Er hätte uns das Kind lassen sollen!“

„Er hat es glücklich gemacht. Ihr werdet es wiederfinden, wenn Ihr nur wollt!“ . . .

Aber sie hatte sich taub gemacht gegen die Stimme, die von der Liebe Gottes sprach.

Freilich war damals ihre Seele umdüstert und zerrissen; bis in den Staub der Straße gebeugt in Schmerz und Scham.

Jetzt mußte sie: der Verlust ihres Kindes ist nicht das größte Leid eines Frauenherzens. Das ist verratene Liebe und Treue. Und sie hatte ihren Gatten doch einst hoch über alle Menschen, bis an die Sterne erhoben!

Als sie ihre Schmach erfuhr, war ihre Seele versteinert in Schmerz. Wie eine Traumwandlerin, wie eine dem eigenen Wesen gänzlich Fremde war sie. In diesem Zustand verließ sie ihn. Er fand eines Tages nur ein paar Zeilen von ihr:

„Wir müssen uns trennen. Du weißt warum. Ich werde bei meinen Verwandten in Mainz wohnen. Ich bitte Dich, mich zu vergessen, wie auch ich vergessen will, daß ich einmal glücklich war. Dora.“

Er war ihr nachgereist. Stolz und Genugthuung, nein: beglückende Wärme durchzieht ihr Herz, wie sie jetzt daran denkt.

Er hatte sich freimütig angeklagt; er hatte sie angefleht, ihm seine Verirrung zu verzeihen. Sie war ihm ja selbst schon zur Scham und zum Ekel geworden; denn er hatte im Grunde eine reine und vornehme Natur. Nicht ein einziges Wort der Anklage hatte er für sie selbst gehabt. Aber sie in ihrer Verblendung hatte es nicht einmal gemerkt.

Sie hatte sich von ihm verabschiedet wie von einem Fremden. Da war er um seine Verfehlung nach Köln gekommen, und sie, die mittellose Waise, war in das Haus wohlhabender Verwandten nach Mainz gezogen. Dort hatte sie ihr Heim gehabt bis zu ihrer Verheiratung. Und nun kam sie zurück als eine, die eine Bettlerin geworden war in Glück und Liebe.

Aber seit gestern wußte sie, daß ihre Liebe zu ihrem Gatten nicht tot war, daß sie lebte und stark und mächtig war unter den Trümmern ihres zerstörten Glückes. Diese Erkenntnis war ihr gekommen, als sie hörte, daß sie den Gatten für immer verlieren würde. Dora war mit ihren Verwandten für ein paar Wochen in Scheveningen im Seebade gewesen. Ein Rittmeister aus Wesel ein früherer Freund ihres Gatten, wohnte mit seiner Frau im selben Hotel mit Dora. Man war viel zusammen; aber an den alten Zeiten ging man schon und schnell vorüber wie an Gräbern, an denen es umgeht. Heute mittag beim Essen fand der Rittmeister einen Brief seines Freundes aus Köln vor. Seine Frau bemerkte, wie er . . . ilekrot wurde beim Lesen.

„Schlimme Nachrichten?“ fragte sie besorgt.

„Georg Wagner geht als Oberstabsarzt in die Kolonien. In eine Garnison nach Südwest. Am Montag reiste er von Hamburg ab. Er läßt grüßen und dir Adieu sagen. Der arme, liebe Mensch! Es ist zu schade!“ . . . Erschrockt hielt er ein. Leichenblaß stand Dora vor ihm. Die beiden Gatten hatten ihr Näherkommen nicht bemerkt. Sie mußte Wort für Wort verstanden haben.

Wie eine Traumwandlerin verließ sie den Speisesaal. Die Begleitung der Freundin lehnte sie ab. Wie eine Blinde tastete sie sich zu ihrem Zimmer. Ein unerträglicher Schmerz war wie eine Kienlast in ihre Seele gefallen; das Gefühl ihrer Schuld und die Sehnsucht zu sühnen. All ihr sonstiges Denken und Fühlen war erstarrt. Die ganze Welt war ihr plötzlich tot, und in diesem araken Leichenfelde stand ein Einziger mit traurigem Gesicht und streckte flehend die Hände zum letzten Lebenswohl nach ihr aus, ihr Gatte, der Mann, dem die Liebe ihres Herzens gehörte, die Liebe, die nicht gestorben war und nie sterben konnte.

Alles, was in den letzten zwei Jahren leise das Gewissen ihr zueraunt, stand plötzlich in Klammenschrift vor ihren Augen: „Er hat dich gekrankt. Gewiß. Aber du hast die Hauptschuld. Du hast ihn unglücklich gemacht!“ . . .

Immer brennender wurde ihr Verlangen zu sühnen. Eine wilde, ihr ganzes Wesen erfüllende Sehnsucht trieb sie. Sie mußte ein Wort des Verzeihens aus seinem Mund hören. Ein einziges kurzes Wort. Sie mußte ihn sehen: zum letztenmal, zum letztenmal.

Am Montag soll das Schiff den Hamburser Hafen verlassen. Heute war Samstag. Wenn sie gleich abreiste, würde sie ihn am späten Abend in seiner Wohnung in Köln wohl noch treffen. Seine Adresse kannte sie. — Weiter fliehet der Aua.

Rum lektenmal! Rum lektenmal! stambten die Räder. Bis zur Unerträglichkeit bohrte es sich in ihr Hirn.

Da tauchen geisterhaft die Türme des Kölner Doms aus Abendnebeln, in denen in maaischem Schein die Lichter der araken Stadt sich brechen. Als eine strafende Richterhand erscheinen sie ihr. Eine große Angst überfällt sie so nahe am Ziele.

Wie, wenn er schon abgereist war? Wenn er sie nicht vorlieh, sie nicht anhören wollte? . . . Wenn die Liebe zu ihr nun ganz erstorben war in seinem Herzen, so wie sie vorgegeben hatte, daß die ihrige zu ihm tot war?

Sie verbar die krennenden, tränenlosen Augen in den Händen: Gott, verzeih mir! Gott hilf mir! . . . Hilf uns beiden! . . .

Sie steht vor seiner Wohnung. Wie ein Armstünderglöckchen klingt ihr die Schelle an der Etagentüre.

„Kawohl, der Herr Oberstabsarzt sind zu Hause, empfangen aber nicht.“

Höflich wartend bleibt der Bursch vor der fremden Dame stehen, die so spät gekommen ist, so blaß und verwirrt und todtraurig ausfieht.

Da kommt ein schneller Schritt über den Gang auf die Türe zu. Dora hätte ihn überall in der ganzen Welt erkannt. Eine feurige Welle schlägt vor ihr auf; der Boden scheint unter ihren Füßen zu weichen. Sie schwankt; ihre Hände tasten suchend ins Leere.

In der Stille seines Wohnzimmers kommt sie zu sich. Die aufgestapelten Gebäckstücke rufen ihr die grausame Wirklichkeit zurück.

Sie will sich aus dem Sessel erheben. Er leidet es nicht. Unendlich zart, wie man ein krankes Kind berührt, legt er ihren Kopf aufs Polster zurück. Da kommen ihr die Tränen. Zum erstenmal an diesem Tage. Ihr Körper zittert wie eine arme zarte Pflanze im Novemberwind.

„Georg!“ sagte sie. „Höre mich einen Augenblick an. Ich bin gekommen, dich um Vergebung zu bitten. Ich habe dir ein schweres Unrecht getan.

Dir und mir. Denn ich habe dich immer lieb gehabt und habe es nicht wissen wollen!“

Da zieht er sie wortlos in seine Arme.

Wie er endlich spricht, klnat seine Stimme heiser und fremd: „Gott sei Dank für diese Stunde! Dora, mein Liebling, du weißt nicht, wie ich mich danach gesehnt habe all die lange, bittere Zeit! Kannst du auch mir verzeihen? . . . Auch daß ich jetzt davon gehen will? O, mein Liebling, mein Liebling, ich habe hier nicht mehr leben können im Glend der Herzenseinsamkeit, und du so nahe und unerreichbar! . . . Nun will ich im fremden Lande, in schwerer Arbeit alte Zeiten zu vergessen suchen“ . . .

„Und ich soll zur Strafe allein zurückbleiben und vor Sehnsucht sterben“, sagt sie, unter Tränen lächelnd und sich selber in seine Arme schwingend.

Er sieht sie an mit einem Blick zagenden Glücks-erwartens. Sie aber bittet eindringlich wie ein banaes Kind: „Laß mich mit dir gehen, Georg. Ich fürchte nicht die Entbehrungen und Strapazen des heißen Landes. Ich habe so viel gutzumachen. Und wir wissen doch jetzt beide, daß wir zusammengehören in guten und bösen Tagen Bis der Tod uns scheidet“.

„Bis der Tod uns scheidet!“ wiederholt er langsam und feierlich den heiligen Treueschwur.

■ ■ ■

## Der Einbrecher.

Skizze von Fr. Weber.

Herr Leopold Fürst sitzt am Abendbrotstisch und beschäftigt sich eingehend mit einer Portion Herringsalat. Seine Frau schaut ihm lächelnd zu und freut sich, daß es ihm schmeckt.

„Du Leo.“

„Um?“

„Würde es dir unangenehm sein, wieder einmal mit mir ins Kino zu gehen?“

„Heute?“

„Paßt es dir nicht?“

„Heute ist doch Mittwoch.“

„Ach du mit deinen Sitzungen.“ Frau Else machte einen Schmollenmund und beginnt sich ebenfalls schweigend mit Messer und Gabel zu beschäftigen. Sie führt mit ihrem Leo eine prächtige Ehe, er ist der liebevollste Gatte, den man sich denken kann, trägt sie auf den Händen und verwöhnt sie fürchtbar. Alle Freundinnen beneiden sie um ihn. Aber jeden Mittwochabend läßt er sie allein. O, wie oft sie schon deswegen mit ihm ge-

zankt hat, wieviel Tränen ihr dieser Mittwochabend schon erprekt. Geholfen hat es jedoch nichts. In diesem einen Punkt ist ihr Leo, der in allen Dingen wie Wachs in ihren kleinen Händen ist, unerbittlich.

„Willst du mich wirklich wieder allein lassen, Männchen?“

Herr Leopold hat inzwischen ein Kotelett im Angriff genommen und deshalb keine Zeit zum Reden.

„Bleib doch wenigstens heute einmal bei mir.“

„Ne, Kindchen, heute schon gar nicht. Heute ist großes Strafgeleider-Festessen, und Festessen haben mit vielen anderen Dingen das gemeinsam, daß die am besten schmecken, die am wenigsten kosten.“

„Ein Festessen,“ sagte Frau Else mit neuer Hoffnung, „könnte ich da . . .“

„Leider nur für Herren, Elschen.“

Frau Else überlegt einen Augenblick.

„Wenn du aber denkst, daß ich allein zu Hause sitze, so irrst du dich — wenn du fortgehst, gehe ich auch.“

„Bravo! Und darf man wissen wohin?“

„Nein!“

Nachdem Herr Leopold sich entfernt, zögert Frau Else nicht, ihre Drohung wahr zu machen. Sie zieht sich an und geht ins Kino.

Das Programm ist interessant und sie unterhält sich prächtig. Nur der eine Film, der, in dem Sherlock Holmes auftritt, ist doch etwas aufregend.

Auf dem Heimweg geht sie dicht an den

Häusern entlang, schaut sich manchmal ängstlich um und ist sehr zufrieden, als sie zu Hause ist. Sie findet, daß das Kino nicht das Richtige für sie ist und da sie fürchtet, doch nicht gleich einschlafen zu können, beschließt sie, bis Herr Leopold heimkommt, aufzubleiben.

In Zimmer war es angenehm warm.

Frau Else holt sich etwas zu knabbern und nimmt zum Zeitvertreib eine Handarbeit vor. Dazwischen lauscht sie dem Geräusch des jetzt leise an den Fensterscheiben tickenden Regentropfen und fühlt sich schließlich äußerst behaglich. Ihr Leo ist eigentlich doch ein guter Kerl, und wenn er bis elf Uhr heimkommt, wird sie sich mit ihm veröhnen.

Es ist ja nicht so schlimm, wenn er einen Tag in der Woche für sich allein haben will. Es soll Ehe männer geben, die wochenlang keinen Abend für ihre Frau übrig haben.

Der Zeiger der Uhr rückt inzwischen langsam weiter und gelangt schließlich auf die Elf. Frau Else bemerkt es und beschließt, da es gar so gemächlich ist, auch das Gnadenviertel noch zuzuge-

hen. Leider verstreicht aber auch das, ohne daß Herr Leopold heimkehrt. Ach ja, ein Festessen dauert vielleicht etwas länger, als ein gewöhnlicher Vereinsabend, denkt die Einsame. Aber ganz so angenehm wie vorhin erscheint ihr der Aufenthalt im Zimmer schon nicht mehr. Um halb zwölf Uhr läßt sie die Arbeit sinken und lauscht. Es ist alles still, nur das Klatschen des Regens mischt sich mit dem Ticken der Uhr. Als Frau Else wieder einmal die Hand nach den Pralines ausstreckt, ist die Tüte leer. Auch kalt scheint es zu werden. Unruhig beginnt sie hin und her zu gehen.

Eigentlich ist sie doch recht dumm. Nachdem sie auf ihn wartet, bestärkt sie den Heruntreiber ja gewissermaßen in seiner Rücksichtslosigkeit.

Ueberhaupt — — — Aber nein, sie wird sich nicht erregen, sie wird einfach schlafen gehen. Was sie von ihrem geliebten Gatten denkt, kann sie ihm ja morgen sagen. Geehrt wird er sich dadurch kaum fühlen.

Plötzlich zuckte Frau Else zusammen und erblickte. In der Ecke hat etwas gerätselt. Einen Augenblick ist sie wie gelähmt. Was kann das nur sein? Nein, sie geht gewiß nie wieder ins Kino. All die flüchtigen Bilder tauchen wieder in ihrem erregten Hirn auf. Doch sie rafft sich zusammen, lächerlich, höchstens eine Maus, und Mäuse tun niemand etwas. Ganz

geheuer ist es ihr aber trotz dieser beruhigenden Tatsache nicht. Sie nimmt also die Nachtlampe und geht ins Schlafzimmer — eine über den Kopf gezogene Bettdecke erzeugt ein großes Sicherheitsgefühl.

Als das Licht ins Zimmer fällt, stößt sie einen Schrei aus und macht blitzschnell die Türe wieder zu. Nachdem sie schnell den Schlüssel herumge-



Mit einem plötzlichen Entschluß nimmt sie die Lampe und macht ganz leise die in den Flur führende Türe auf.

dreht, bleibt sie mit keuchendem Atem und bebenden Gliedern stehen. Die Nachtlampe in ihrer Hand klirrt leise und sie glaubt umsinken zu müssen. Mein Gott, so ganz allein zu sein, geht es ihr durch den Sinn, ohne Hilfe und nur durch schwache Tür von ihr getrennt unter dem Bett ein Einbrecher — vielleicht ein Mörder. Was sollte sie nur tun? Warten bis ihr Gatte heimkommt? Unmöglich, sie würde von Angst sterben. Blitzschnell durchzuckt es ihren erregten Sinn, wie schrecklich er gestraft würde, wenn er heimkehrend sie tot — ermordet — fände.

Mit einem plötzlichen Entschluß nimmt sie die Lampe und macht ganz leise die in den Flur führende Tür auf. Das Schloß ist glücklicherweise gut geölt, es öffnet sich lautlos. Mit fliegenden Gliedern huscht sie die Treppe hinab. In der Kellerwohnung wohnt der Hausbesorger. Er ist ein starker Mann. Da sie aber den Einbrecher nicht aufmerksam machen will, dauert es eine ganze Weile, ehe er aus dem schönsten Schlaf gerissen, die Türe öffnet. Sein Blick fällt auf ein kaltes weißes Gesicht mit flackernden Augen.

„Ach, Herr Gentner, helfen Sie mir . . .“ die Angst ersticht ihre Stimme.

„Ist jemand krank?“

„Ein Einbrecher . . . in unserer Wohnung . . . helfen Sie!“

Herr Gentner reißt vor Ueberraschung den Mund auf. Ein Einbrecher ist ihm in seiner Praxis noch nicht vorgekommen.

Frau Else versteht seine Ueberraschung falsch. „Sie sind doch stark, Herr Gentner?“

Der richtet sich sofort straffer auf.

„Natürlich Frau Fürst, natürlich, den Bruder werden wir aber gleich rausbesorgen.“ Damit holt er einen gewaltigen Kavalleriesäbel herbei.

„Na Karl was is denn?“ wird in diesem Augenblick die Stimme der Gentuerschen besseren Hälfte hörbar.

„Bei Fürsts is en Einbrecher.“

„En Einbrecher?“ schreit es in der Kammer auf und im nächsten Augenblick erscheint der Gentnern breites Gesicht am Türspalt.

„Karl, du willst doch nicht rausgehen?“

„Muß ich.“

„Karl, daß du mir hierbleibst. Wenn der Kerle dich tot macht. Denkste nich an mich un de Kinder?“

Karl zögert etwas, wendet sich dann aber der Türe zu.

„Hier bleibste.“

„Ich komme mit und Karo auch.“

Während der Hausbesorger in den Hof geht, um seinen ebenso großen wie friedfertigen Zughund loszulassen stürzt seine Frau, die draußen Schritte hört, aus Fenster und schreit: „Hilfe, Hilfe, Einbrecher!“

Der gerade vorübergehende Wächter macht Halt.

„Wo denn?“

Im Hausflur treffen der Wächter, Gentner und Karo zusammen. Die Gentnern bildet mit einer Kohlenschaukel bewaffnet die Nachhut.

Im Wohnzimmer macht man Halt und lauscht am Schlüsselloch. Da alles ruhig ist, wird vorsichtig die Türe geöffnet. Der Wächter hält den Revolver schußbereit und Gentner erhebt seinen Säbel; Karo zieht den Schwanz ein und drückt sich hinter seine Herrin, während Frau Else heftig zu zittern beginnt — welche Szene wird ihr friedliches Heim sehen?

Der Hausbesorger, der Bescheid weiß, fingert nach dem Schalter des Elektrischen. Jeder Nerv ist aufs äußerste gespannt.

Als das Licht ausbleibt, stößt die Gentnern ein hysterisches Lachen aus und ihr Man greift so heftig nach einer Portiere, daß er sie in der Hand behält.

In einem der Betten hat sich Leopold Fürst aufgerichtet und blinzelt verwundert den zahlreichen, zu so ungewohnter Stunde kommenden Besuch an.

Als er im Vereinslokal erschienen, hat er niemand angetroffen und erfahren, daß er sich im Datum geirrt. Das Strafgebühren ist erst am nächsten Mittwoch und der heutige Vereinsabend abgesagt worden. Etwas ärgerlich darüber, daß er sich in den Verdacht gebracht, das Gratisessen nicht abwarten zu können und um seiner Frau einen kleinen Streich zu spielen, ist er dann zu Bett gegangen und schließlich, ehe noch Frau Else heimkehrte, eingeschlafen.

Vorher hatte er mit echt männlicher Nachlässigkeit seine Kleider über einen Stuhl und einen Schuh so auf den Boden geworfen, daß es aussieht als stehe er auf einem unter dem Bett hervorragenden Fuß. Das übrige hatte Frau Elses erregte Phantasie besorgt.

■ ■ ■

## Glücksvögel.

Von E. Barinkay.

Täglich kletterte Mintje Flut auf den Hügel, wo eine von den zahllosen Mühlen des reichen Frans Steene steht. — Die Anhöhe ist die höchste im Umkreise, und das Mädchen kann hier am weitesten sehen. Mit ihren blauen Augen späht sie nach der Richtung der Stadt. Von dort her müssen sie kommen, die ihr verkünden, daß in diesem Jahre das Glück bei ihr eintreffen wird!

Im vorigen Lenze war es des Snyders Aelteste gewesen, welche die Störche über dem Dorfe erklärte. Zwölf Stück, nicht mehr, nicht weniger dürfen es sein!

Die Glücksvögel haben Djamar richtig das Glück gebracht: sie ist im Herbst „Juffrouw“ geworden, die Frau eines behäbigen Handwerkers in Rotterdam. Sie hat stets ein lachendes Gesicht, wenn sie die Eltern besucht, und trägt eine „Hoofdtooiel“ (Kopfschmuck) von purem Golde. Sie stummert und gilbert über der weißen Stirn und in den blonden Haaren, daß Mintje sie immerzu anschauen muß und das Herz ihr wehtut von so viel Schönheit.

Mißgestimmt

Spannt sie seither an den Sonntagen ihr schlichtes Messingdiadem über den Kopf.

Gewiß ist Mintje mancher Bursche gut, denn sie ist schön, und um ihr krauses Haar beneiden sie alle weiblichen Wesen, aber sie zu freien ist keiner gekommen. Weder Geld noch Gut, noch Ansehen kann sie ja einem Manne bieten; nichts als das kleine, schlechte Häuschen das zunächst der Mutter gehört, ihr Hübschsein und ihre fleißigen Hände.

Voll Bitterkeit bemerkt Mintje, daß das den jungen Männern nicht genug ist!

Aber des Snyders Tochter ist auch arm gewesen! Ihr haben eben die Glücksvögel das Glück gebracht!

Jan, der Mühlknecht, lachte sie freilich aus und meint, das Gerede von den zwölf Glücksvögeln sei bloßer Wind. — Doch Mintje läßt sich nicht beirren, sie hat ja die Gewißheit!

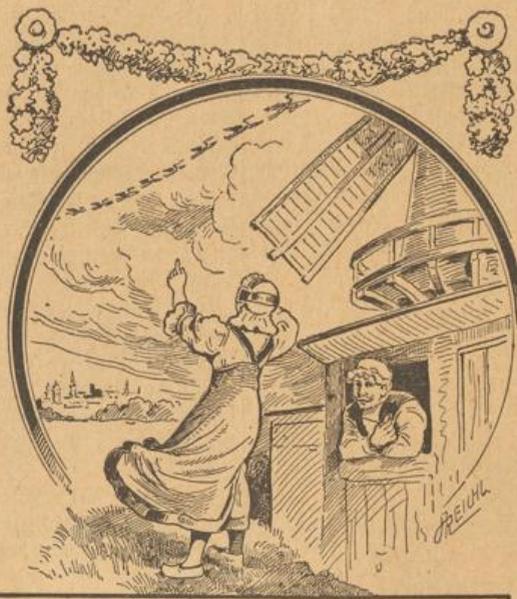
Ich mag lachen. Sie steht es gern, wenn sein etwas verschlossenes Gesicht heiter wird und seine Zähne lustig unter dem mehrestäubten Barte hervorblicken. Da merkt man erst, daß Jan hübsch ist.

Mintje lernt ihn da oben erst recht kennen. Als ein ganz anderer entpuppt er sich. Er ist nicht still und in sich gelehrt wie sonst, wenn er sich im Dorfe zeigt, sondern frisch und frohstunig. Sie wundert sich sagte es:

„Ja, bei euch unten fühle ich mich nicht gemüthlich! Aber hier oben bei meiner Mühle, wo der Wind streicht und die Dohlen flattern, da ist mir wohl!“ antwortete er.

Immer ungeduldiger forschte das Mädchen ins Weite.

Truppen von Wildgänsen, von Schwänen und Widwen trügen oft das Auge. — Paarweise erscheinen endlich die ersten Störche; in Scharen zu fünfzig und mehr Stück ziehen sie dann über den Hügel hin, lassen in Schraubendrehungen sich da und dort nieder und suchen an den Kanälen ihre Nahrung. Die gewisse Zahl will nicht erscheinen. Auf einmal stößt Mintje einen Schrei aus, so



Einmal stößt Mintje einen Schrei aus, so daß Jan erschrocken den Kopf aus der Mühlklude steckt.

daß Jan erschrocken den Kopf aus der Mühlkufe steckt.

Eine kleine Schar großer Vögel mit der charakteristischen Flugart der Störche naht. Wenn es zwölf wären? Just zwölf! Brennend und voll Anstrengung spähen ihre Blicke.

Jetzt sind sie über ihr! Eins, zwei — elf zwölf — dreizehn —

Mintje weinte vor Zorn. Jan tröstete sie.

„Was willst du eigentlich für ein Glück, Mintje flyt? Einen Freier, den kriegst du auch! Bist ja schön wie ein Bild.“

„Ein Bild ohne Rahmen! Ohne goldenen Rahmen! Das hat keinen Wert!“

Jan will etwas sagen, aber die Mühle ruft ihn gebieterisch; die Ruten laufen frei. Und Mintje geht traurig nach Hause.

Einige Tage schaut sie nicht mehr nach den Glücksvögeln. Doch der Lenz drückt immer deutlicher den Fluren seinen Stempel auf, und da treibt es Mintje noch einmal auf den Ditzel.

Eine unbestimmte Sehnsucht drängt sie.

Auf das Wunder hofft sie nicht mehr recht, aber mit Jan kann sie schwätzen, und vielleicht doch...“

Der Mühlknecht kommt ihr entgegen. „Wo bist du so lange geblieben, Mintje?“

Drei Wochen hierauf näht Mintje am offenen Fenster. Tulpen blühen vor ihr auf dem Brette.

Mintje hörte ihn kaum. Von Süden her, ziemlich tief schwebend, zieht ein Flug Störche. Gespannt erwartet sie das Mädchen und Jan mit ihr.

Sie zählt halblaut. „Eins, zwei — elf — zwölf!“ Nicht mehr, nicht weniger!

Sie klatscht in die Hände und dreht sich im Kreise und jubelt: „Also doch! Doch! In diesem Jahre werde ich glücklich werden!“

„Hab' Frei-Tag!“ spricht er sie an. Deine Glücksvögel haben auch mir Glück gebracht. — Frans Steene ist hier und hat mich zum Oberknecht gemacht. Nun könnte ich wohl heiraten und es sollte meiner Frau nicht schlecht gehen. Ich will auch freien! Nächsten Sonntag kaufe ich mir in der Stadt ein seidenes Tuch, und ein nagelneues Silberstück hab ich schon. \*) Darf ich dir beides zeigen, Mintje?“

Sie wird rot wie eine Tulpenglocke vor ihr. „Ja über zwei Wochen beim Maientanz!“ flüstert sie. Und Jan geht nach zärtlichem Gruße zufrieden von dannen.

Noch brennt die Blut in Mintjes Wangen, als ein Fremder vorbeischiebt. Er ist städtisch gekleidet und sie lugt neugierig nach ihm.

Das ist sicher der reiche Frans Steene, der in weitem Umkreise manche Besitzungen hat! Sie kennt ihn zwar nicht, aber sie vermutet es. Sein Blick fällt auf das Mädchen und verwundert bleibt er eine Weile auf ihr haften. Sie versteckt den Kopf hinter ihren Blumenstöpsen, jedoch der Fremde hat ihr gelocktes blondes Haar, ihre langbewimperten Augen, ihren klaren, zarten Teint und ihre pfirsichroten Lippen gesehen! Und als sie nach einer Pause verstoßen ihm nachgucken will, steht er an der Ecke und mustert ihr Häuschen.



„Ich hab' dir nie gegrollt, nie gezürnt! Hab' allezeit nur voll Lieb' an dich gedacht!“

Am Abend vor dem Maientanze geht ein aufregendes Gerücht durchs Dorf: Mintje flyt sei „Bruid“ und zwar die „Bruid“ des reichen Frans Steene, dem es ihre Schönheit angetan habe!

Man tuschelt und staunt, neidet und zweifelt.

\*) Anspielung auf den üblichen Heiratsknoten. Der Freier knüpft eine Silbermünze in ein Tuch und gibt dieses dem geliebten Mädchen. Öffnet es den Knoten, bedeutet das, daß es seine Frau werden will.

Am nächsten Tage sieht man die Bestätigung; Frans Steene führt Mintje zum Tanz, und kein anderer darf sich mit ihr im Reigen schwingen!

Jan, der ahnungslos hergekommen ist, verschwindet nach einer Viertelstunde mit blaffen Zügen. Mintje hat nun eine Menge anderer Interessenten. Sie denkt nicht mehr an den Mühlenknecht vor lauter seidnen Kleidern und schönen Dingen aller Art. Und es ist ihr ein Hochgenuss, den neidischen Mädchen von ihrem „Quis“ in der Stadt, der teuren Einrichtung und der „Werkmaid“, die sie bedienen und als „Mebrouw“ anzusprechen wird, zu erzählen.

Die Störche aßen noch ihre Jungen, da hat Mintje schon Hochzeit und verläßt das Dorf.

Nach etlichen Monaten kommt sie wieder, um ihre Mutter zu besuchen. Sie ist prunkhaft angezogen und trägt einen Kopfschmuck von echtem Golde, mit Juwelen besetzt. Sie ist sehr schön aber sie lacht nicht so mit dem ganzen Gesichte, wie die Snyder Djamar. —

Bald nachher stirbt die alte Flyt. Nur Frans Steene wohnt dem Begräbniß bei, seine Frau liegt krank darnieder. Von da ab hört man lange nichts mehr im Dorfe von Mintje. Jahrelang.

Doch, nachdem es zum viertenmal Frühling geworden ist, wird das Häuschen der Witwe Flyt das bisher verschlossen stand, gesäubert und zum Bewohnen hergerichtet.

Eines Tages erscheint dann eine Wärterin mit einer jungen, bleichen, mageren Frau: Frau Steene. Sie ist leidend und soll Landluft genießen. Und ihr Wunsch ist es gewesen, hierher gebracht zu werden.

Im Orte munkelt man, daß die schöne, reiche Frau wohl nimmer genesen werde. Sie sei zum Sterben in die Heimat gekommen. Gut muß es in der Tat nicht mit ihr stehen, denn das Häuschen verläßt sie nicht. Meist sieht man sie am Fenster,

wo wie früher, eine Reihe purpurner Tulpen prangt. Aber kein frisches Mädchen lugt dahinter vor, zieht den Faden und klappert mit der Schere; untätig sitzt die matte, blasse Frau im Stuhle und späht mit großen, sehnsüchtigen Augen den Platz entlang.

Und endlich kommt einmal der, den sie sucht und auf den sie wartet Tag für Tag.

Mit gesenkten Blicken will dieser am Flyt-Häuschen vorüber. Da ruft ihn flehend eine Stimme, die ihm ans Herz greift. Mintje winkt ihm mit bittender Gebärde und mit zagen Schritten tritt Jan in die Stube.

Sie streckt ihm die Hände entgegen.

„Jan,“ sagte sie leise, „was für ein großer, großer Irrtum! Ich erkannte das Glück nicht recht, das mir einst die heiligen Vögel gebracht. Ich Törrin haschte nach biendendem trügerischen Scheine und verachtete den stillen, sauksten Glanz! Wir arme, dumme Menschen! Das Glück kommt zu uns und wir sind taub und hören es nicht; es will uns umfassen mit seinen linden Armen und wir entwinden uns ihm und lassen uns fangen von dem Gaukelspiele einer Täuschung! Ich habe schwere Jahre hinter mir, Jan! Jahre voll Leid und bitterer Erkenntnis und heißer, heißer Reue! Das hat mich krank gemacht, nicht der Rauch und der Dunst der Stadt, wie sie sagen! Kannst du mir verzeihen, Jan, daß ich dir einst so weh getan hab?“

„Ich hab dir nie gegrollt, nie gezürnt! Hab allzeit nur voll Lieb an dich gedacht!“

„Wie ich an dich!“ flüstert sie wehmütig und schiebt ihn weg, da ihr die Tränen in die Augen steigen.

Kurze Wochen darauf sammeln sich die Zugvögel, um in Schwärmen von Hollands zahlreichen Kanälen nach dem warmen Süden zu ziehen. Mit rauschenden Fittichen schweben sie über dem Grabe der schönen Mintje Steene.

### Humoristisches.

**Schwer zu machen.** Kunde: „Hier bringe ich Ihnen ein Pendel zur Reparatur.“

— Uhrmacher: „Und wo ist die Uhr?“

— Kunde: „Die Uhr geht ganz gut, nur das Pendel bleibt immer stehen.“

**Raffiniert.** Piffkolo einer Konditorei (dem ein Stück Torte auf den Kies gefallen ist): „Die kann ich wohl wegwerfen?“

— Konditor: „Warum nicht gar?“ Die verkaufen wir jetzt als Sandtorte!“

**Ein Schwerenöter.** „Für einen Kuß von Ihnen, gnädiges Fräulein, würde ich mein halbes Leben opfern!“ — „Warum nicht gleich das ganze?“ — „Weil ich mich ein halbes Leben lang darüber freuen möchte, von Ihnen geküßt worden zu sein.“

**Zeitbild.** Fremder: „Hier stand doch früher ein kleines Haus mit Wirtschaft!“ — Einheimischer: „Ganz recht! Das ist bei der letzten Automobilwettfahrt umgefahren worden.“

## Der Dissident.

Von G. Hoppe.

Vor acht Tagen liejerten sie ihn in unser Lazarett ein. Seine rechte Lunge war von einer Kugellugel durchbohrt, auch am Kopfe klaste eine breite Wunde. Lautlos und ohne Klage lag er mit noch drei Kameraden, die gleich ihm an der Dabissa gekämpft hatten, in unserm ruhigsten Zimmer. So oft es meine Zeit erlaubte, besuchte ich ihn.

„Wie geht es Ihnen heute, Thürling?“

„Oh — danke, Herr Inspektor, bedeutend besser.“

„Nur Geduld! Es wird alles wieder gut werden!“

„Das — das hoffe ich auch! Der liebe Gott wird mich doch nicht verstoßen!“

„Gott verstoßt niemanden, Thürling! Das müßten Sie als Christ doch wissen!“

Er schien verlegen — sein Blick richtete sich wie eine Frage auf mich.

„Sie wollten wohl sagen: Gott wird mich nicht verlassen — nicht wahr, Thürling?“

Sein bleiches Antlitz rötete sich leicht; beinahe verlegen stieß er es heraus: „Zawohl, Herr Inspektor! So meinte ich es!“

„Na also! Nun aber bleiben Sie mir hübsch ruhig liegen! Und wenn Sie recht folgsam sind, dann bringe ich Ihnen etwas zum Lesen!“

Er versprach es und hielt sich wacker, und schon am dritten Tage war er so weit, daß er ein Buch halten und im Bette lesen konnte. Gern und oft sprach er mit mir — oder richtiger Ich mit ihm, denn er mußte sich große Schonung auferlegen. Es fiel mir auf, daß er mit Vorliebe ernste Sachen las, während doch sonst in den Lazaretten leichte Lektüre bevorzugt wird.

Wir hofften ganz bestimmt, ihn bald in ein Bewußtseinsheim entlassen zu können. Als ich jedoch eines Sonntag-Nachmittags in das Lazarett kam, stürzte mir die Schwester erregt entgegen.

„Ich glaube, Thürling stirbt!“

Sie kief die Treppe hinauf zum wachhabenden Arzt; ich dagegen eilte zu meinem kranken Freunde. Kreidebleich lag er da; die klaren großen Augen blickten voll gen Himmel. Neben dem Bette stand die Hilfschwester, eine blutgefüllte Schüssel in der Hand. „Ein Blutsturz!“ sagte sie leise.

Als Thürling mich bemerkte, huschte ein Freudenstimmer über sein Antlitz. Ich setzte mich an sein Bett und hielt seine Rechte in der meinigen.

„Nur Mut, Thürling! Es wird alles wieder gut!“

Er schüttelte den Kopf.

„Doch, Thürling! Der liebe Gott meint es gut mit Ihnen! Sie haben für das Vaterland geblutet — Sie stehen seinem Herzen besonders nahe. Und Gott, der auch den ärgsten Sünder nicht verstoßt . . .“

Da zudte seine Hand — er blidte schein zur Seite.

Und abermals tröstete ich ihn und wies ihn hin auf die unendliche Liebe Gottes. Aufmerksam lauschte er, und seine Augen nahmen einen eigenartigen Glanz an, als ich zu ihm sagte: „An Gott darf niemand verzweifeln, am allerwenigsten ein deutscher Soldat!“

Noch ein vielsagender Blick — ein Händedruck, und mein braver Held und Freund hatte ausgeschlitten. —

Als das Telegramm an seine Eltern abgefaßt war, nahm ich das Hauptkrankenbuch zur Hand, um den Totenschein auszustellen. Franz Thürling, Stand: Drogist; letzter Wohnort: Berlin; Glaubensbekenntnis: Dissident.

Ich versank in Sinnen: Ein Dissident und doch dieses heiße Sehnen nach Gott!

\* \* \*

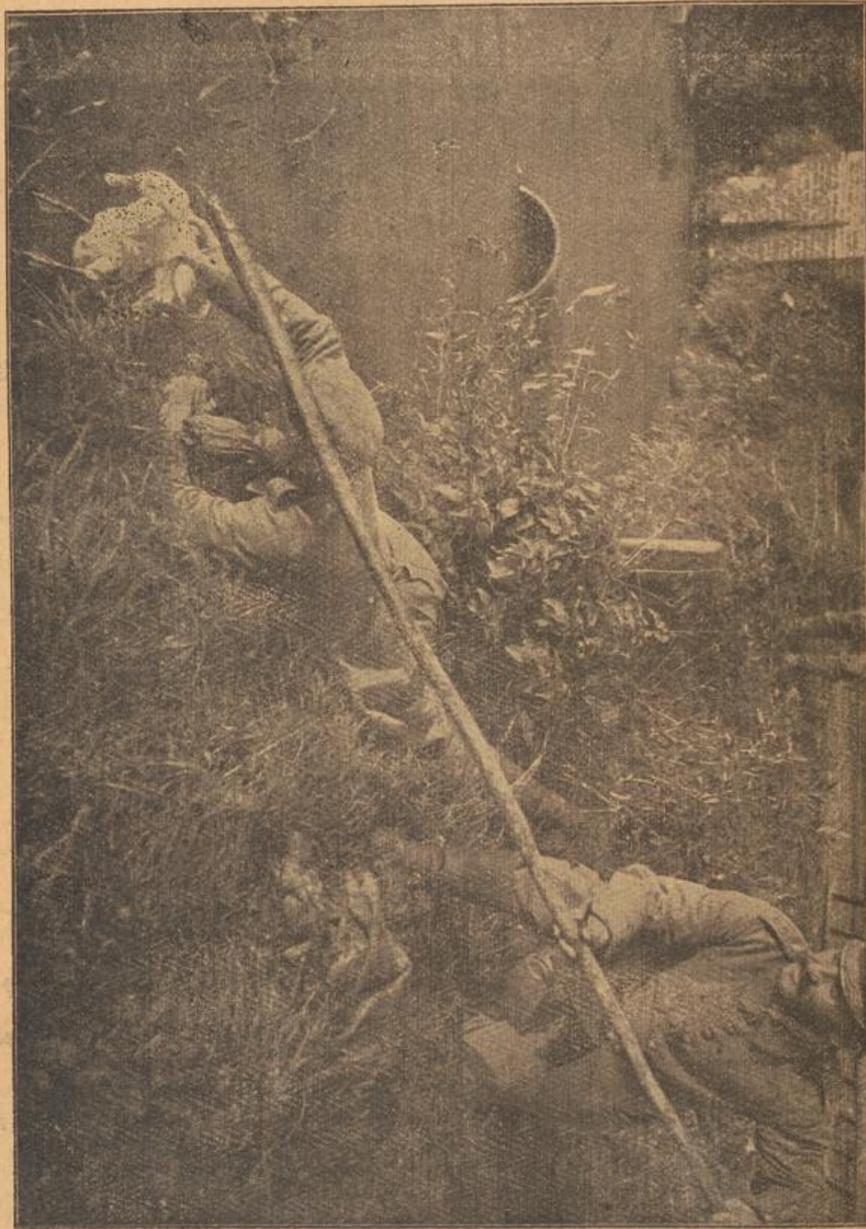
Am Morgen des Beerdigungstages traten zwei alte, einfache Leutchen in mein Zimmer. Wer sie waren, brauchte ich nicht zu erfragen.

„Trösten Sie sich, Ihr braver Sohn hat einen sanften Tod gehabt!“

Ich erzählte ihnen von seinem schmerzlosen Ende. — Der Vater schaute zwar betrübten, doch entschlossenen Auges darein.

„Er starb für seinen Kaiser und sein Vaterland!“ sagte er leise. Anders die Mutter! Nachdem die erste Erregung überwunden und sie still sich ansgeweint hatten, begann sie ihr Mutterherz auszuschütten.

„Am Sonntag habe ich ihn gesehen! Ich fuhr mit der Elektrischen, und als wir gerade über die Elbbrücke waren, gucke ich zum Fenster 'naus und sehe meinen Franz — in Feldgrau, und mit der Extramütze. Ich wollte schon aus der Elektrischen springen und ihm zuzufen, aber da war keine Haltestelle. Ich fuhr also nach Hause und wollte meinem Mann eine freudige Ueberraschung bereiten und sagte zu ihm: Vater, wir kriegen heute Besuch; Franz ist auf Urlaub hier; ich bin eben an ihm vorbeigefahren. — Anstun, sagt mein Mann, jetzt ist es halb sechs, und jetzt kommt kein



Ein fetter Stutzen für unsere Gelbgranen.

Zug von dorthier. Wirst sehen, sage ich, und wir warten. — Aber kein Franz kam! — Endlich, um sieben, da klingelt's. — Siehst, da ist er! rufe ich, und mein Mann geht hinaus und kommt zurück mit der Todesdepeſche! Ach mein Herzensjunge, mein guter —“

Ein Tränenstrom erſtickte ihre Stimme; ich ließ ſie weinen.

„Sagen Sie einmal, Frau Thürling, wann Sie ihn geſehen haben — ich meine die genaue Stunde.“

„Am Sonntag, genau fünf ein Viertel nachmittags.“

Schweigend nahm ich das Buch zur Hand und legte ihnen die betreffende Stelle vor: Gestorben Sonntag, den . . . 5 Uhr 15 Min. nachmittags! Schluchzend ſank die ſchwergeprüfte Frau in ſich zuſammen.

„Er hat ſich gemeldet! Ich ſagte es ja gleich zu meinem Manne!“

Als ſie ihre Faſſung wiedergefunden hatte, begann ſie mit weiteren Fragen. „Er hat doch noch gebeichtet, nicht wahr, Herr Inſpektor?“

Ich blickte ſie überaſcht an.

„Leider nein, liebe Frau Thürling! Dazu kam der Tod zu ſchnell! Und außerdem, nun, ich muß es Ihnen ja doch ſagen: Ihr Sohn war Diſſident.“ Verſtändnislos ſchauten die beiden drein.

„Ein Diſſident? Was iſt denn das?“ fragte endlich der Vater.

Ich war alſo in die peinliche Lage verſetzt, den biedereren Eltern, die offenbar gläubige Katholiken waren, den Ausdruck, ſo gut es anging, zu erläutern. „Ein Diſſident, das iſt ein Menſch, der aus irgend einem Grunde, oder verführt durch andere, ſich von ſeiner Religion löſſagt und ſich zu keiner Kirche bekennt. Aber tröſten Sie ſich! Ein gottloſer Menſch war Ihr Sohn trotzdem nicht!“

Nun nahm wieder die Mutter das Wort.

„Ja, Herr Inſpektor! Er war immer ein guter Junge. Aber vor drei Jahren, er hatte ſich verlobt und wollte heiraten, doch zwei Wochen vor

der Hochzeit, da ſtarb ſeine Braut. Wie verzweifelt lief er umher und ſagte immer: Nein, Mutter, es gibt keinen Gott! Denn wenn Gott ſo gut wäre, wie du immer zu mir geſagt haſt, dann hätte er nicht meine Grete ſterben laſſen. Und die Grete war doch ſo gut und ſo fromm! Nun ſie mir geſtorben iſt, nun glaube ich an keinen Gott mehr — ja, Herr Inſpektor, ſo hat er geſagt! Und dann iſt er nach Berlin gezogen, in Stellung, und da haben die Menſchen ihn ganz verdorben, ganz! Ach, mein armer Junge! Nun iſt er tot — und ohne Glauben und ohne Gott!“

„Nein, liebe Frau Thürling, Ihr Sohn iſt nicht ohne Gott in die Ewigkeit gegangen!“

Und ich erzählte ihnen von ſeinen letzten Augenblicken.

„Gott ſei gelobt und gedankt!“

Es klang wie eine Befreiung aus ſchwerer Not.

„Und darum“, fuhr ich fort, „hat ſich auch der evangeliſche Geiſtliche ſofort bereit erklärt, ihm die letzte Ehre zu erweiſen. Denn ich nahm an, da Sie in einer rein evangeliſchen Gemeinde wohnen, auch evangeliſch ſein.“

„Nein, Herr Inſpektor, wir ſind Katholiken!“ Schweigend ſann ich nach.

„Dem Namen nach iſt Ihr Sohn zwar Diſſident geweſen; aber auf dem Schlachtfelde und im Angeſichte des Todes hat er Gott wieder erkannt. Und wenn Sie zu dem katholiſchen Geiſtlichen gehen und ihn bitten und ihm ſagen, wie Ihr Sohn geſtorben iſt, ich glaube, er wird Ihren Wuñſch erfüllen.“

Sie taten, wie ich ihnen geraten hatte. Nach einer kleinen Stunde erſchienen ſie wieder: der Herr Dekan hätte ſich ſofort bereit erklärt, dem Verſtorbenen das letzte Geleit zu geben.

\* \* \*

Während ich dieſes ſchreibe, läuten in der katholiſchen Kathedrale die Sterbeglocken, und droben auf dem Militärfriedhof tragen ſie einen zu Grabe, der ſeinen Gott und ſeinen Frieden wiedergefunden hat.



# Schicksal.

Lebensbild von H. Spangenberg.

Hochsommer!

Glühend heiß liegt die Mittagssonne auf Wiese und Feld; ringsum herrscht träge Ruhe, die nur ab und zu unterbrochen wird von leise erklingendem Schellengeläute in der Nähe weidender Herden.

Im Schatten einer großen Buche dicht am Waldesrand sitzt regungslos ein weißgekleidetes Mädchen. Starren Auges blickt es vor sich hin, ungeachtet der Hitze der es umgebenden lachenden blühenden Natur. Wie versteinert im Schmerz erscheinen die Züge des marmorbläulichen Antlitzes, aus denen zwei dunkle Augen gleich glühenden Kohlen hervorleuchten --

Stumm und schweigsam ist auch ihr Gegenüber, ein schlanker, junger Mann, dessen ganzes Aussehen -- er trägt eine schwarze Samtjoppe, lose gebundene Schlips und Schlapphut -- auf einen Kämpfer schließen läßt. Dichte schwarze Locken umgeben das interessante Gesicht und seine Augen, die wohl in Leidenschaft; heiß und feurig auf sich vermögen, ruhen jetzt

mit tiefem Ernst und unbeschreiblicher Trauer auf dem vor ihm sitzenden jungen Mädchen. Endlich vermag er das bange Schweigen, das zwischen ihnen seit Minuten herrscht, nicht länger ertragen; leise nähert er sich und zärtlich, wie in verhaltenem Schmerz bittet er:

„Elisabeth, Liebste, Gnädigste! Wir müssen uns scheiden -- o, mache mir doch den Abschied nicht so unendlich schwer!“

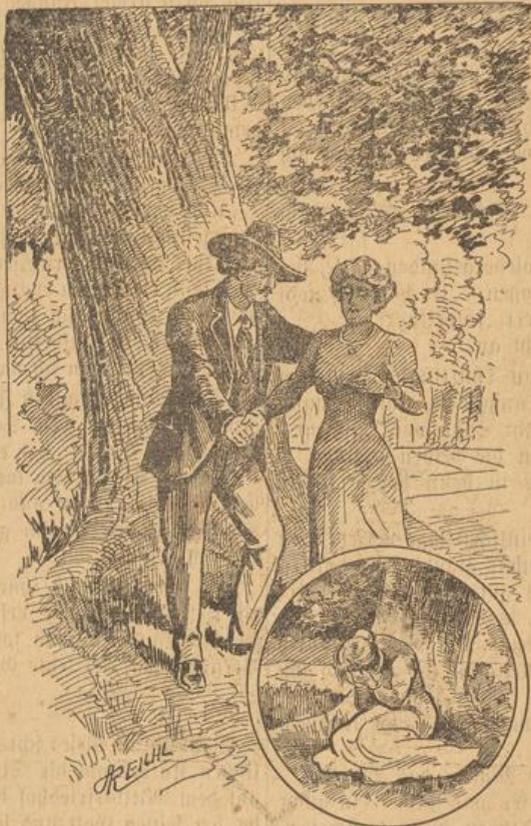
Abschied! -- Nur dies eine bittere Wort tönt ihr ins Ohr -- ach, sie weiß es ja seit dieser Stunde -- es gilt Abschied zu nehmen von allem, was ihrem Leben Inhalt und Wert gab.

Liebe, Freude, Glück -- alles dahin, vorbei! Müde hebt Elisabeth den blonden Kopf, und ihre Augen hängen in stummem, verzehrendem Schmerz an dem Geliebten. -- Doch dann springt sie auf -- ja, sie will stark und mutig sein -- um feinetwillen, -- wenn auch das arme Herz in tiefem Weh zu brechen droht! -- Noch einmal blickt sie ihn an aus ihren dunklen Augen in heißer Liebe: Ja, mein Werner, laß es uns kurz machen, es darf ja nicht anders sein! -- Und dann leise wie ein Hauch: „Lebewohl, Einziggeliebter, vergiß mich nicht, -- ich bleibe dein immer, -- immer!“

„Mein Lieb, wie dank ich dir für dieses letzte Wort; -- ja, ich scheide nun, aber ich kehre wieder und dann --“

Werner vollendet den Satz nicht, in plötzlicher Leidenschaft reißt er die Geliebte an sich -- noch einmal finden sich ihre Lippen in einem langen, glühenden Kusse -- darauf löst er sich schnell aus den Armen seiner Geliebten. -- Noch ein inniger, letzter Blick, noch ein letzter Händedruck -- dann ist Elisabeth allein. --

Schon lange ist Werner ihren Blicken entschwunden und doch immer hängen Elisabeths Augen an dem Weg, dem die geliebte Gestalt genommen.



... Und dann leise wie ein Hauch: „Lebewohl, Einziggeliebter, vergiß mich nicht -- ich bleibe dein, immer -- immer!“

Müde, wie gebrochen, läßt sie sich endlich auf den weichen Waldboden nieder; ihr Auge ist tränenlos, wie geistesabwesend blickt sie vor sich hin, lange, lange. — Worte eines Liedes gehen ihr durch den Sinn und leise bewegen sich die Lippen:

„Verlassen kann ich jetzt nur denken  
An meiner Träume sel'ges Ziel;  
Boll Trauer muß mein Haupt ich senken, —  
Ein schwaches Rohr — des Sturmes Ziel.“

Jetzt erst erfährt sie den ganzen großen Schmerz der Trennung von dem Teuersten, das sie besaßen; fassungslos schlägt sie beide Hände vors Gesicht und ein wildes Schluchzen erschüttert ihren Körper. —

Ringsum, soweit der Blick reicht — herrliche Sommerpracht, ein leuchtender blauer Himmel und inmitten der lachenden Natur zwei Menschenkinder, deren Glück so jäh und grausam zerstört von des Schicksals Hand.

— Nachbarstinder sind es — Elisabeth Dannenberg und Werner Adloff.

Schon von Jugend an unzertrennlich, teilten sie auch später Freud und Leid miteinander und dann trat die Liebe an sie heran, ihnen der Hoffnungen und Wünsche schönste ins Herz legend.

Elisabeth war die einzige Tochter eines wenig bemittelten Gutsbesizers und lebte nach früh erfolgtem Tode der geliebten Mutter still und zurückgezogen mit ihrem Vater.

Werner Adloff, der nach beendigten Studien — er war ein Jünger der Kunst und Maler von Beruf — wieder in seinem Heimatsort zurückgekehrt war, blieb fast ihr einziger Verkehr, und sorglos lebten sie ganz ihrem jungen, verschwie-

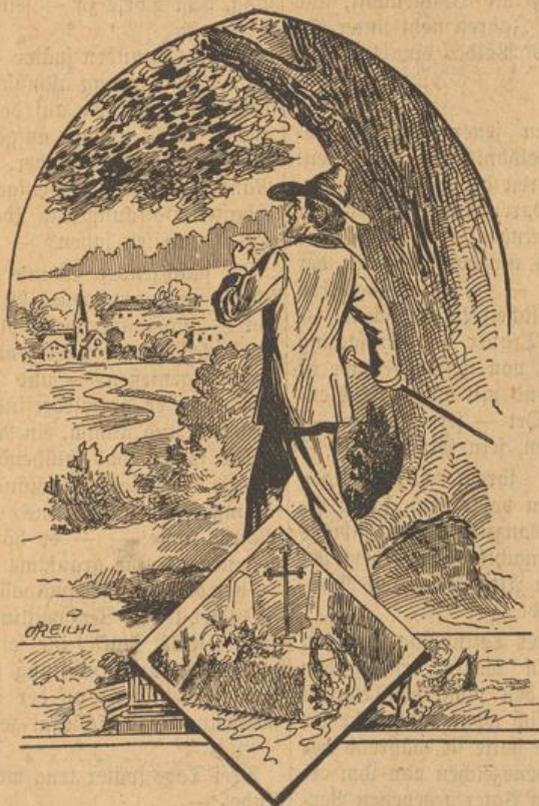
genen Glück, bis der Vater Elisabeths allem ein jähes Ende bereitete.

Durch einen Erfolg kühn gemacht, bat Werner kurz entschlossen um die Hand seiner Elisabeth, jedoch Herr Dannenberg setzte seiner Werbung ein entschiedenes „Nein“ entgegen! — Nie würde er seine Tochter, die, wie er meinte, — vermöge ihrer Schönheit sicher eine ganz andere Partie machen könne einem vermögenslosen, wenn auch talentvollen Maler geben! „Brotlose Kunst“, meinte

er, und solch unsicherer Existenz sollte er sein Kind überlassen? — Niemals! —

Alles Bitten Elisabeths scheiterte an dem starren Sinn des Vaters, und als letzterer auch den Stolz des jungen Mannes auf's empfindlichste verletzte, da gab es für diesen nur den einen Weg, den der Pflicht! —

Durch rastlose, nimmermüde Arbeit wollte er sich einen Namen verschaffen, im Vertrauen auf seine Kunst und sein Können hoffte er bald zu Ruhm, Ehre und Vermögen zu gelangen. Und wenn er dann nach errungenen glänzenden Erfolgen als ganzer Mann heimkehren und nochmals vor den Vater seiner Elisabeth treten würde, dann muß ihm deren Hand gewiß sein! — Freilich, es würden



... Dann geht er leichten, schnellen Schrittes den Waldpfad entlang, dem Dorfe zu — seinem Glück entgegen! ...

Jahre inzwischen vergehen; aber wenn auch ihm der Trennungsschmerz jetzt bitter schwer wurde, er schaut trotzdem hellen Blickes vorwärts, winkt ihm doch nach Arbeit und Mühen das schönste und schönste Ziel, der endliche Besitz seiner Elisabeth!

Ihre letzten Worte: „Ich bleibe dein, immer, immer!“ — sie sollen ihn aufs neue anspornen zu freudigstem Schaffen und Streben, und er weiß es, — o er fühlt es, nicht vergebens wird es sein! —

Auch bei Elisabeth — er kennt ja ihr starkes, mutiges Herz — wird langsam wieder Ruhe einkehren und auch sie wird der Hoffnung Raum geben, die nach allem Leid und Schmerz den Lohn — herrlich und süß — verheißt! —

O schöne, nimmer versiegende Hoffnung der Jugend! — Wird sie für euch zur Wahrheit werden oder ewig unerfüllt bleiben? —

\* \* \*

Fünf Jahre lang sind im Strom der Zeit vorübergerauscht, wieder ist der Sommer ins Land gezogen mit Sonnenglanz und Blumenduft, und wieder wie einst vor fünf Jahren steht unter der großen Buche jenseits des Waldes eine bekannte Männergestalt.

Es ist Werner Adloff.

Er hat sein damals an jener schweren Abschiedsstunde gegebenes Gelöbniß treu gehalten! — Glänzende Erfolge waren der Lohn jahrelangen Fleißes, und in greifbarer Nähe steht er nun das heißersehnte Ziel von Augen! — Elisabeth! —

Weich und losend, halb unbewußt, dringt der Name über seine Lippen — o, der unsagbaren Wonne des endlichen, endlichen Wiedersehens! —

Heute steht nichts von Trauer und Entfagung in seinen Augen, — nein, von tiefster Freude ist sein ganzes Herz erfüllt und mit einem strahlenden Blick umfaßt er den Ort — seine Heimat — die sein Liebste auf Erden, sein Glück birgt! —

Nun steht nichts mehr ihrem beiderseitigen Glück im Wege, denn schon vor einem Jahre erhielt er die plötzliche Todesanzeige von Elisabeths Vater. Ein Unglücksfall machte damals dem Leben des noch im rüstigsten Alter stehenden Mannes ein unerwartetes Ende.

Worte wärmster, innigster Theilnahme von seiten Werners milderten ein wenig den herben Schmerz Elisabeths um den plötzlichen Verlust ihres Vaters. Wie unsäglich wohl taten ihr die Worte des Geliebten. Nie hatte sie während der langen fünf Jahre ein Lebenszeichen von ihm erhalten — getreu dem ihrem Vater gegebenen Versprechen, jeden schriftlichen Verkehr mit Werner zu unterlassen; nur durch Zeitungen vernahm sie von seinen Erfolgen. Und doch hatte die Hoffnung mehr und mehr ihr Herz erfüllt, — sie glaubte an ihn und seine Kraft — fest und unerschütterlich!

Vor 14 Tagen nun erhielt sie von Hamburg aus — Werner hatte sich meistens im Auslande aufgehalten — die Anmeldung seiner Ankunft, und die Freude über diese Nachricht nach der langen

Zeit der Einsamkeit und Entbehrung war eine überwältigende für sie.

„Tausendmal willkommen in der Heimat; es wartet dein in Liebe und Treue deine Elisabeth.“

Nur diese wenigen Worte sandte sie ihm als Antwort und doch — wie glückverheißend waren sie, wie durchdrungen von tiefinnerem Jubel und seliger Erwartung! — Noch einmal nimmt Werner die lieben, trauten Zeilen zur Hand, leise fährt er das Blatt an seine Lippen und dann geht er leichten, schnellen Schrittes den Waldpfad entlang, dem Dorfe zu — seinem Glück entgegen! —

\* \* \*

Wenige Stunden später — leise und unmerklich ist die Dämmerung allmählich hereingebrochen — finden wir Werner auf dem nahen Kirchhof vor einem noch frisch aufgeworfenen, blumengeschmückten Hügel wieder. — Ist das derselbe Mann, den wir vor wenigen Stunden so voll der schönsten Hoffnung und überquellendem Glücksgelächel dahineilen sahen? —

In jauchzender Wonne wollte er sein heißersehntes und errungenes Glück in die Arme schließen — ganz und voll die köstliche Freude des Wiedersehens, die bejeligende Gewißheit endlichen Besißes genießen — und hier unter der kühlen Erde muß er sie wiederfinden seine Elisabeth! — starr und stumm, ein Raub des Todes! —

Wie schnell das blühende Leben dahingerafft wurde, die näheren Umstände, die man dem völlig sassunglosen, bis ins Innerste getroffenen Manne sagte — er hörte und begriff nichts — nur das eine grausame Wort: „Elisabeth tot“ — wurde ihm zur qualvollen Gewißheit! —

In trostloser Verzweiflung schleppte er sich bis an die stille Stätte, die sein alles, — seines Lebens Glück und Hoffnung barg; — dort sank er nieder, verblutend an der Wunde, die ihm zum zweitenmal das Schicksal geschlagen! —

\* \* \*

Drei Tage später trug man auch ihn zur letzten Ruhe! —

Das Schicksal, welches ihm so grausam das Einzige verweigert hatte, wonach er in heißem, nimmermüden Schaffen und Streben vergebens gerungen, — es vollendete in seinem Sinne.

Am Grabe der Geliebten raffte ihn ein Herzschlag dahin. —

Und so vereinte der Tod die beiden Menschen, denen auf Erden ein ungetrübtes Glück nicht vergönnt war!

¶ ¶ ¶

# Im Nebel.

Humoreske von Ernst Murr.

Seitdem die Schwester gestorben, mußte Schorsch nicht mehr, wo aus und wo ein. Die Unrast war über ihn gekommen. Arbeiten konnte er für drei. Seine Mühle in Ordnung halten, war ihm ein Leichtes. Aber daheim in der Stube, in der Kammer, . . . da hatte er halt fünf Daumen wie ein richtiges Mannsbild. Nicht ein-

mal einen Kaffee konnte er sich lochen. Doch probierte er es mit der andern Hausfrau. Keine machte es ihm aber recht. Keine konnte es ihm überhaupt recht machen. „So eine wie meine Dorothee sollt ich halt wieder haben!“

Das war sein Leid den ganzen Tag und auch des abends, wenn er verdrossen beim Wirt saß und ihm die Freunde allerhand Ratschläge gaben. Vom Heiraten insbesondere. Aber davon wollte der Gagestolz nichts wissen. „Hab's so lang allein 'trieben, treib's weiter auch!“ . . . und die Wirtin, eine vernünftige, klaraugige Frau, die dabei stand, und den Männern zuhörte, nickte mit dem Kopfe und ging alsdann wieder in die Küche.

Was brauchte sie denn da übrigens jedesmal zu nicken? War er vielleicht nicht der Mann dazu, um eine Frau zu ernähren, um ihr Respekt einzulösen und anderwärts zu verschaffen? Meinte sie vielleicht, weil sie sich seit mehr als zehn Jahren allein herumzuschlug, als Witwe, daß jeder allein bleiben mußte, dem das Schicksal die harte Frage vorlegte?

„Zustament nit!“

Und wie sie wieder einmal so recht aus pfler

Ueberzeugung zu seiner Rede vom Nichtheiraten wollen nickte, da faßte er tiefinnerst den Vorsatz, am nächsten Tag in die Stadt zu fahren und beim Heimbacher Michel, der die Heiratsangelegenheiten in der ganzen Gegend kannte, nach einer Hochzeiterin umzufragen.

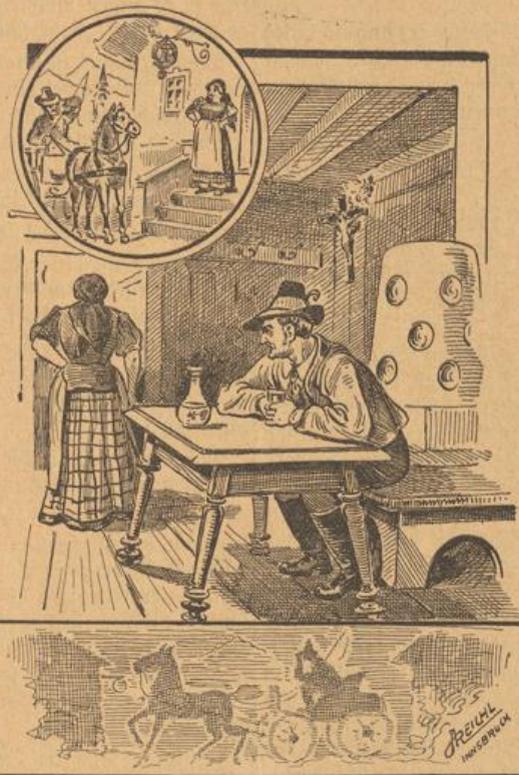
Er blickte der Wirtin nach, die mit ruhigem

festen Schritt wieder in die Küche zurückging, und lächelte spöttisch vor sich hin: „Wart' nur, du Kopfnickerin — bald wirst d' schauen!“

... „Hü Bräundl!“ sagte er am nächsten Morgen zu seinem Kofz, als er auf dem kleinen Landwagen im Oktobernebel hinausfuhr. Schon so dicht war der, daß man nicht die Hand vor den Augen sah. Weder links noch rechts konnte man etwas unterscheiden. Die ganze Welt lag wie in Milch umgedreht.

Gut, daß das Bräundl den Weg zur Stadt so genau kannte. Es schnupperte in die feuchte Luft hinein, wieherte dann ein wenig und trabte langsam dahin. Der Schorsch ließ ihm die Zügel auf dem Rücken schleifen und dachte inzwischen über

sein Schicksal nach — über sein gutes Zusammenhausen mit der Schwester — ihre Krankheit, ihren Tod — über all' die Weibslent', die er seitdem in der Mühle gehabt — keine war aber die richtige. Es half nichts anderes mehr — geheiratet mußte sein. Der Wirtin sollte das Kopfnicken schon vergehen. Als ob er zu gar nichts mehr gut wäre! Als ob er nicht imstande wäre, eine Familie zu gründen und beisammenzuhalten und einem Weib die nötige Achtung beizubringen,



Er blickte der Wirtin nach, die mit ruhigem, festem Schritt wieder in die Küche zurückging und lächelte spöttisch vor sich hin: „Wart' nur, Du Kopfnickerin — bald wirst D' schauen;“

selbst wenn er eine bekommen sollte, die einen so dicken Schädel hätte wie die Kopfnickerin . . .

Auf einmal hielt das Brändl und aus dem Nebel heraus, wie aus dem Boden gezaubert, stand plötzlich die vor ihm, an die er eben mit seinen zornigen Gedanken gekommen war: „Oho!“ lachte sie. „Woher denn schon so früh?“

„Was hat denn das Sapermentsbrändl?“ dachte er sich erschrocken. „Fahrt da im Kreis herum und bringt mich justament vors Wirtshaus her!“

„In d' Stadt fahr i!“ sagte er und schluckte ein wenig verlegen. „Hab' bloß fragen wollen in Vorbeikommen, ob du nix drinn' brauchst . . . hätt' dirs mit h'jorgen können!“

„Nein!“ antwortete sie und lächelte ein wenig. „I dank dir schön, in der Stadt drinn' brauch i nix!“

„Hü, Brändl!“ rief er, rückte am Hut und fuhr wieder weiter. Sie aber stand noch eine Weile, die Arme in die Seite gestemmt, sah ihm nach, nickte mit dem Kopfe und machte ein pfliffiges Gesicht.

„Daß d' mir besser auf den Weg schaust!“ brummte er mit seinem Baß und das Brändl wieherte in die weiße Finsternis hinein und schien sich den richtigen Weg ernstlich vorzunehmen. Er aber kam bald wieder in seine Gedanken. Saperment! Saperment! Wenn sie nur nicht gar so spöttisch wär', gar so kopfnickerisch, als ob man ihn einfach durch einen Wink mit den Augen abtun und zum alten Eisen werfen könnte. Oho, soweit war es noch nicht. Wenn er auch schon ein Büschel graue Haare auf dem Kopfe hatte, vom Alter oder vom Mürbsein spürte er noch nichts. Mit jedem nahm er's noch auf und es hätt' vielleicht, wenn er nur gewollt hätte, gar manche gegeben in der Gemeinde und im Tal rundum, die nicht „nein“ gesagt hätte, wenn der Schorsch bei ihr anklopfen möchte. Aber er war nicht derjenige, der eine jede nahm. Er hatte auch seinen Stolz, Wirtin, verstehst d'! Da muß schon ein bißl eine Besondere kommen — eine tüchtige Hausfrau, die's einem Manne bequem macht, und eine saubere Person dazu und eine, die auch im Kopf was hatte, mit der man reden, der man sein Herz ausschütten konnte, wenn der Tag rum war... so wie die Dorothee . . .

Ja, die Dorothee! Er ließ den Kopf sinken, stützte ihn in beide Hände und erinnerte sich an jede Einzelheit, wie sie ihm alles besorgte, wie sie alles erraten, wie sie ihm jedes so hergerichtet, daß es gerad' auf dem Fleckerl stand, wo er es haben wollte. Er hatte seitdem keine gemüthliche Stunde mehr gehabt. Hält aber! Nicht ungerecht sein! Das mußte man der Wirtin lassen: das verstand sie auch. Genau wußte sie, was er wollte. Allzumal so richtete sie ihm sein Plakerl, wenn er vorschrieb, wie er es haben mochte. Just das kochte sie, was er gern hatte. Ueberhaupt . . . . . „Hollah!“

Das Brändl stand wieder und wieherte und aus dem Milchnebel rings um ihn her tauchte wie eine Erscheinung abermals, rotbackig, lachend, frisch und appetitlich, die Wirtin auf.

„Bist d' schon wieder da. Schorsch?“ sagte sie. „Fahrst heut' alleweil im Nebel 'rum!“

„Alleweil im Nebel 'rum?“

Er rumpelte auf. Wahrhaftig, hatte ihn das Brändl wieder im Kreis um das Dorf schnurgerad' vor die Wirtschaft geführt.

„Ja!“ sagte er verlegen und sprang ab. „I hab mir's überlegt — i fahr' do lieber a anderes Mal in d' Stadt. Siegst d' ja heut' d' Nasen nit vor die Augen . . .“

Dabei war er in die Stube getreten und der Knecht hatte das Brändl ausgespannt.

Auch der Schorsch dehnte und streckte sich in dem warmen behaglichen Stüberl nach der frostigen düsteren Fahrt mit einem richtigen Heimgefühl. Und die Wirtin ging hin und her, deckte den Tisch sauber, brachte ein famoseres Frühstück und setzte sich selber auch hin. Ein Wort gab das andere und mit einmal waren sie soweit miteinander, daß sie sich das Heiraten versprochen hatten — kein's wußte eigentlich wie.

„Nicht d' jaßt no' mit'm Kopf,“ meinte er, „wann i a Junggs'lell bleiben möcht?“

„Hab ja eh nur d'nickt, um di' z' trazen und aufz'weden!“ lachte sie. „Bist lang g'nua' im Nebel 'rum'fahren!“

„Jaßt schau da her!“ rief er mit fröhlicher Entzündung. „So a Feine bist du?!“

Froh war er aber doch, daß er heraus war — aus dem Nebel.



## Das Heizen.

Von J. Kreuz.

Warum heizen wir eigentlich?

Mit dem Essen und Trinken führen wir dem Körper nicht nur die Stoffe zu, die nötig sind um die Körpermasse zu erhalten, sondern auch solche, die erforderlich sind, um dem Körper die nötige Wärme zu erhalten. Der menschliche Körper gibt von seiner Wärme immer an die Außenwelt ab, und zwar um so mehr, je kälter es wird. Durch die Nahrung kann er aber nur eine bestimmte Menge Wärme erzeugen; ist die Menge der abgegebenen Wärme größer als die Menge der erzeugten, so erfriert der Mensch. Um nun die Abgabe der Wärme an die umgebende Luft zu erringen, erwärmt man die Luft durch Heizen, d. h. durch Verbrennen von Holz, Kohle usw.

Worin besteht nun das Verbrennen?

Dieses besteht in der Vereinigung des Sauerstoffes der Luft mit dem Brennstoff. Diese Vereinigung geht aber erst vor sich, wenn die Heizmittel die nötige Wärme haben.

Was ist nun Wärme?

Wärme ist die Bewegung kleinster Teilchen eines Körpers. Wenn wir z. B. einen Eisenstab auf einen Ambos legen, mit einem Hammer fest draufschlagen und die Stelle berühren, so fühlt sie sich warm an. Ebenso entsteht durch Reibung Wärme, z. B. wenn eine Wagenachse heiß läuft. Hier kann die Wärme so stark werden, daß man sie am Glühen der Achse sehen kann. Wilde Völker machen in der Weise Feuer, daß sie einen Stab aus hartem Holz an einem weichem Holze reiben. Dadurch erwärmt sich das weiche Holz so, daß es anfängt zu brennen.

Bei uns benutzt man Zündhölzchen zum Feuer machen, d. h. Hölzchen, die an einer Seite mit einer Masse versehen sind, die sehr leicht so in Bewegung gerät, daß sie sich genügend erwärmt um zu brennen, um sich mit dem Sauerstoff der Luft

\* \* \*

Wenn man einheizen will, macht man es gewöhnlich so: Man legt das Holz mit etwas Papier usw. in den Ofen, zündet das Papier an und damit dann das Holz. Wenn dann das Holz ordentlich brennt, legt man Kohlen auf, die vom Holz dann das Feuer erhalten.

Immer geht es aber nicht so glatt ab.

Das Holz will nicht brennen, weil es feucht ist. In diesem Falle muß ein großer Teil der Wärme verwendet werden um das Wasser im Holze zu verdampfen und das Holz zu trocknen. Diese Wärme geht aber verloren für die Erwärmung

des Zimmers. Darum sorgt eine ordentliche Hausfrau, daß immer genügend trockenes Holz vorhanden ist, damit an Holz gespart werden kann. Auch die Kohlen sollte man immer in genügender Menge im Zimmer halten, damit sie etwas vorgewärmt werden.

Bei den Oefen mit Kohlenfeuerung hat man noch weitere Mittel zur wirtschaftlichen Ausnutzung des Brennstoffes.

Die Verbrennung besteht, wie oben gesagt, in der Vereinigung des Sauerstoffes der Luft mit dem Brennstoff bei einer gewissen Wärme. Wird nun nicht nur der Brennstoff, sondern auch die Luft vorgewärmt, so ist die Verbrennung natürlich stärker, der Brennstoff wird besser ausgenützt. Um die Luft zu erwärmen schließt man das Schürloch und öffnet das Türchen des Aschenkastens. Dann muß die Luft über die heiße Asche und kommt also erhitzt in die Kohlen, kann also sofort verbrennen. Auch sollte man beim Nachschüren einen Teil der Glut nach hinten schieben und die neuen Kohlen vorne anlegen. Natürlich muß man aufpassen, daß keine Kohlen herausfallen können. Wirft man die frischen Kohlen einfach auf die Glut, so wird diese abgekühlt und es geht längere Zeit bis die neuen Kohlen brennen. Unterdessen geht ein großer Teil des Kohlenstaubes halb oder unverbrannt zum Kamin hinaus und gibt den schwarzen Rauch. Macht man das aber wie angegeben, so muß der Kohlenstaub über die heiße Glut und verbrennen, also Wärme geben. Beim einzelnen Schüren macht es nichts aus, aber auf die Dauer merkt man es doch.

Der Zutritt der Luft ist oft auch deshalb gehindert, weil die Rohre verstopft sind; auch in diesem Falle werden die Kohlen nicht ausgenützt. Oder die Luft hat zu wenig Sauerstoff, z. B. neue Rohre vielleicht noch bei Lampen- oder Gaslicht im Zimmer sind. Sowohl die Menschen wie die Lichtquellen verbreiten Sauerstoff. Darum öffne man die unteren Fenster und lasse frische Luft herein, gehe auch einige Male noch zwischen Fenster und Ofen hin und her. Dies sollte namentlich des morgens geschehen, wenn die Nacht über die Fenster geschlossen waren. Trotz des Zuströmens kalter Luft wird es doch im Zimmer rascher warm als wenn man die Fenster geschlossen hält. Es heißt auch hier: Heize mit Luft.

Wird es im Zimmer zu heiß, so öffne man die oberen Fenster. Die Wärme steigt bekanntlich in

die Höhe und darum zieht die warme Luft durch die oberen Fenster ab.

Bekanntlich will das Feuer im Frühjahr nicht recht brennen, wenn die Sonne auf die Kamine scheint. Es schlägt den Rauch immer stoßweise zurück. Der Grund ist etwas unverständlich zu beschreiben. Während der Nacht kühlt sich die Luft im Freien ab und diese kalte Luft dringt natürlich auch in den Kamin. Vom Kamin ist ein Teil im Hause, ein kleiner Teil ragt über das Dach hinaus. Wenn die Sonne aufgeht, wird dieser Teil des Kamines erwärmt und damit auch die darin befindliche Luft. Infolge der Wärme dehnt sich die Luft aus und quillt oben über den Kamin hinaus, wie die Milch beim Ueberlaufen. Die Luftsäule unter dran bleibt aber unbeweglich. An der Stelle der übergequollenen Luft dringt von der kühleren Außenluft wieder von oben in den Kamin und drückt auf die untere Luftsäule. Daher kommt es, daß der Rauch immer stoßweise aus dem Herd oder Ofen herausdringt. Das geht solange bis die ganze Luftsäule im Kamin genügend erwärmt ist, um oben aus dem Kamin herauszutreten. Hier kann man sich dadurch helfen, daß man den Ofen oder Herd vor dem Anzünden einige Zeit offen stehen läßt (dieses empfiehlt sich übrigens immer, auch im Winter). Oder man schließt die nach Osten und Süden scheinenden Fenster und öffnet, wenn auch in einem benachbarten Zimmer oder Gang die nach Norden scheinenden Fenster. Dann kommt von Norden kalte Luft und stellt den nötigen Gegendruck her.

Oben wurde gesagt, die Luft enthalte den zum Brennen nötigen Sauerstoff. Nun könnte man annehmen, bei einem Winde müßte ein Streichholz lichterloh brennen. Bekanntlich ist dies nicht der Fall. Der Grund ist folgender: Jedem warmen Körper wird durch die kühlere Umgebung Wärme entzogen. Ein Wind führt immer eine

kühle Luft an das Streichholz, dadurch wird diesem so viel Wärme entzogen, daß die Vereinigung von Sauerstoff und Brennstoff nicht mehr vor sich gehen kann, daß also das Streichholz erlischt. Diese Wärmeentziehung machen wir uns zu Nutzen, wenn das Essen zu heiß ist. Wir blasen dann auf das Essen.

Wir können uns jetzt auch erklären, warum das Wasser in einem zugebedeckten Geschirr rascher siedet als in einem offenen. Bei einem offenen Geschirr kommt immer wieder frische Luft an das Wasser und kühlt dies immer wieder ab. Beim geschlossenen Geschirr ist dies aber nicht der Fall.

Ebenso können wir uns auch die Wirkung der Kochliste erklären. Die Speisen werden auf dem Herd angekocht, dann wird das Geschirr in die Kochliste gestellt, diese geschlossen und dann überläßt man die Sache sich selbst. Durch das Ankochen werden das Geschirr und die Speisen erhitzt. In der Kochliste sind schlechte Wärmeleiter und dadurch wird verhindert, daß das erhitzte Geschirr Wärme an die Umgebung abgeben kann. (Es ist also gerade das Gegenteil, wie beim Blasen der heißen Speisen.) Das Kochen besteht darin, daß die Speisen in erhitztem Zustande gewisse Veränderungen durchmachen. Beim Kochen auf dem Herd muß durch Schüren den Speisen immer neue Wärme zugeführt werden, weil die umgebende Luft immer Geschirre und Speisen abkühlt. In der Kochliste ist aber eine Abkühlung nicht möglich. Hier genügt die Wärme, welche beim Ankochen zugeführt wurde zum Weiterkochen und zum Garmachen der Speisen.

Hoffentlich ist es uns gelungen, dem Leser zu zeigen, daß selbst die gewöhnlichsten Vorgänge des täglichen Lebens genug Stoff bieten zum Nachdenken und vielleicht wird er angeregt zu versuchen, sich auch andere Dinge zu erklären.

### Humoristisches.

**Der Inhaber einer Menagerie**, der schon lange in einer Stadt weilte und das Eintreffen seiner Frau, die gleichfalls eine Tierammlung besaß, erwartete, erließ eines Tages folgende Anzeige: „Ich beehre mich, dem v. t. Publikum bekannt zu machen, daß durch das Eintreffen meiner Frau aus Leipzig meine Menagerie nunmehr vollzählig geworden ist.“

**Zeitsbild.** Bekanntes: „Nun sind Sie gestern noch zur rechten Zeit gekommen, um den armen Verwundeten Hilfe zu bringen?“

— Arzt: „Seider nicht; in meiner Hast übertrabte ich unterwegs zwei Leute . . . und da hab' ich die erst noch verbinden müssen!“

## Unter der Lavine.

Weihnachtserzählung von Hans Waldmoser.

In den großen Eisenwerken von Lichtenstätt war zur Herbstzeit allgemeine Arbeitseinstellung erfolgt. Woche um Woche verfloß, ohne daß es möglich geworden war, den entstandenen Konflikt zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer auf friedlichem Wege beizulegen. Mehr und mehr nahm der Streit seinen Verlauf zu Ungunsten der Arbeiter, unter denen sich zahlreiche, mitunter recht brave Familienväter befanden, die zwar anfangs von den angesammelten Streifgeldern hatten unterstützt werden können, doch gar bald versiegte auch diese Quelle nahezu, die Unterstützungen hatten darauf beschränkt werden müssen, daß nur die Allerbedürftigsten kleine Beiträge erhielten, welche selbstverständlich kaum für den Einzelnen zur Deckung des Lebensunterhaltes ausreichen, geschweige denn für eine ganze Familie.

Indes hofften die Arbeiter immer noch, daß der Ausstand nun bald beendigt sein müßte und die meisten sehnten auch den Tag herbei, wo sie wieder zur Arbeitsstätte gehen könnten. Doch das bereits allenthalben verspürbare Elend sollte noch in weit höherem Maße gesteigert werden, und zwar eines Tages, als es hieß, die Fabrik sei durch den Fall eines bedeutenden Bankhauses gänzlich ruiniert und der Betrieb könne überhaupt nicht mehr aufgenommen werden.

Der Winter vor der Tür und keine Arbeit, keinen Verdienst, das ist hart, bitter hart. Das mußte auch der Former Viktor Rikens schwer empfinden. Er war ein braver, fleißiger Mann, der für die Seinen sorgte, wie ein Familienvater in seinen Verhältnissen eben hatte sorgen können. Ersparnisse freilich hatte Rikens unter den kostspieligen Lebensverhältnissen nicht viele machen können, und das Wenige, was er für die äußerste Not auf die Seite zu legen vermochte, war gar bald in der Zeit der Arbeitslosigkeit verbraucht worden. Gewöhnlich kommt aber ein Unglück nicht allein.

Sorge, Kummer und Entbehrungen hatten auch Rikens Gattin aufs Krankenlager geworfen, welches vier schulpflichtige Kinder umstanden, die der Pflege einer sorglosen Mutter so sehr bedurft hätten . . .

Wie Rikens sich auch bemühte, anderwärts Arbeit und Verdienst zu suchen, es wollte ihm nicht gelingen. Täglich kehrte er wieder heim, trost- und hoffnungslos. Das Stöhnen seiner kranken Frau drang ihm tief in die Seele, das Jammern der Kinder um Brot aber wollte ihn

schier um den Verstand bringen. Die Frau sollte kräftigende Nahrung, stärkende Weine erhalten, so hatte es der Arzt verordnet. Aber du lieber Gott, woher sollte Rikens die Ausgaben bestreiten? Noch war ein Teil der Medikamente gar nicht bezahlt; Krämer und Fleischhauer wollten ohne Geld nichts mehr geben und obendrein wurde der Hausherr wegen des rückständigen Mietzinses dringlich und erklärte, nicht länger als bis Neujahr Rücksicht nehmen zu können. Wenn bis dorthin die Miete nicht beglichen sei, werde er die Wohnung räumen lassen. Dazu herrschte ein selbten strenger Winter, so daß die Armen auch noch bitter froren, denn auch an Brennmaterial mangete es so ziemlich: kurz, das Heim Viktor Rikens bot ein Bild düsteren Elends.

Weihnachten, das Fest des Friedens und der Freude, stand vor der Tür. Zum Troste des Gatten und der Kinder konnte am Vortage des Christabends die Kranke zum erstenmal seit vielen Wochen wieder ihr Schmerzenslager verlassen.

„Moraen in aller Frühe gehe ich hinüber zum Anton,“ sagte Rikens am Abend. „Da ich dich außer Bett weiß, Luise, kann ich die Reise doch schon mehr beruhigt wagen. Und Anton muß uns helfen, er müßte denn schon gar kein Herz mehr im Leibe haben!“

„Ach fürchte, lieber Mann, du machst den weiten Weg umsonst. Wenn der Anton, der doch dein leiblicher Bruder ist, uns helfen wollte, so hätte er dies schon vor zwei Wochen tun können, da du ihm von unserer Not geschrieben.“ Die Frau seufzte schwer auf.

„Ach ja, Luise, geschrieben hatte ich ihm das wohl! Aber du kennst doch den Anton . . . er ist ein Mensch, verhärtet — den rührt nicht so leicht ein Unglück. Und von der mildtätigen Seite war er von jeher keiner. Will auch nichts geschenkt von ihm, gar nichts! . . . Sobald ich Stellung habe, soll er sein Geld wieder bei Heller und Pfennig zurückerhalten, wenn er mir doch aushilft.“

„Aber bedenke doch, Vater,“ mahnt die gleiche Frau liebevoll ab, „das fürchtbare Schneetreiben, welches herrscht und dein elendes Schuhwerk dazu! . . . Die Stiefel sollten längst gefohlt werden. Wenn auch du noch krank würest, das setze all unserem Unglück die Krone auf.“

„Ach, darum Sorge dich nicht, Luise,“ lächelte der Gatte, „das Wetter ist sonst trocken und we-

gen des Frostes in den Füßen nehme ich doppelte Lappen, dann schadet's auch nicht."

"Wenn du schon nicht abzubringen bist, dann nehme aber wenigstens die Hanna mit. Ich bin beruhigter so, und das Mädel kann dir die Lebensmittel mit nach Hause tragen helfen, so der Schwager uns mit solchen aushilft."

Viktor Rickens wollte zwar die Begleitung seiner Tochter Hanna, eines Mädchens von dreizehn Jahren, ablehnen, da er befürchtete, das ohnehin schwächliche Kind möchte den Strapazen

der anstrengenden Wanderung über die Bergstraße nicht gewachsen sein, allein die Gattin bestand darauf. So gut es ging, flüchtete Rickens noch am Abend selbst sein Schuhwerk zusammen, das bereits einen fragwürdigen Kampf mit den Beiden begonnen, packte etwas Brot und Käse in einen Rucksack und hiermit waren die Vorbereitungen für den etwa vierstündigen Marsch getroffen.

Wie das irdische Glück oft die Menschen gar verschiedenartig begünstigt! Die beiden Brüder Rickens waren Söhne eines Dorfschmieds, der ihnen bei seinem Ableben kein großes Vermögen, doch immerhin etwas zu einem bescheidenen

Anfang hatte hinterlassen können. Viktor Rickens als der ältere war nach dem Tode des Vaters Uebernehmer des Schmiedgeschäfts geworden, während Anton, welcher mehr körperlich schwach veranlagt war, eine Mittelschule besucht hatte und später Tierarzt wurde. Doch der Anton übte nicht allzu lange seine Praxis, sondern verlegte sich auf ein weit mehr einträgliches Geschäft, den Viehhandel. Er hatte hierbei Glück, machte auch eine gute Partie und wurde angesehenener Gutsbesitzer in Parstorf. Dem Viktor hingegen zeigte

das Schicksal gar bald seine raube Kehrselte. Etwa nach Jahresfrist — Viktor war mit Luise bereits verheiratet — verwüstete eine arge Hochwasserkatastrophe das Schmiedeanwesen und Rickens war ein ruiniertes Mann. Anton hätte dem durch das Unglück zum Bettler gemachten Bruder gar leicht helfen können, denn er stand schon damals in guten Vermögensverhältnissen. Doch verschloß er dem Unglücklichen sein Herz und seine Hilfe, ließ sich von Selbstsucht und Geiz leiten und konnte zusehen, wie Viktor arm und elend als

Arbeiter recht kümmerlich seinen Lebensunterhalt verdiente. Viktor hegte aber deshalb gegen die Herzlosen keinen Groll, da er annahm, Anton hätte dazumal kein Geld flüssig gehabt. Er verkehrte mit ihm stets in einer Weise, die auf wahre Bruderliebe schließen ließ. —



Was? Du hier? Mit diesem Ausruf prallt Anton zurück, nun den Bruder erkennend.

Also tritt Viktor Rickens am Morgen des Christabends mit seinem Töchterchen Hanna die beschwerliche Fußwanderung nach Parstorf an. Der Schnee knirschte unter den Füßen der beiden Wandernden, ein eisiger Nordost trieb ihnen die scharfen Eiskristalle gleich spitzen Nadeln ins Gesicht und mehr als einmal wollte das schwächliche Mädchen die Müdigkeit übermannen, so daß es auf den schlecht gangbaren, mit tiefen Schneewehen ausgefüllten Wegen nur langsam vorwärts ging. Doch mit Hilfe des Vaters, der das Kind mit kräftiger Hand führte, und es trostreich aufmunterte, daß sie nun schon den beschwerlichsten Teil des Weges hinter sich hätten, sahen sie endlich um Mittag von der Höhe aus Parstorf. Endlos schien die Wanderung durch die Schneewüste, obwohl die Entfernung des Zieles bloß mehr

eine Stunde betrug. Der scharfe Wind hatte sich allmählich gelegt und auch das Schneetreiben war weniger geworden, die Flocken fielen langsamer und größer. Rickens blickte besorgt gegen das düstere Grau des Himmels, denn es schien, als wollte ein jäher Wettersturz eintreten.

Ganz erschöpft schritt Rickens mit seinem Töchterchen jetzt langsam durch das Tor des Gutshofes seines Bruders. Hochklopfenden Herzens tritt er an die Tür und pocht zaghaft.

„Herein!“ ruft es unwirsch und als Rickens unter der nur zu einem Spalt geöffneten Tür ängstlich stehen bleibt, so daß Anton wohl die ärmliche Kleidung des Besuchers erblickt, nicht aber dessen verklärtes Antlitz, poltert er zornig los: „Schon wieder solches Bettelpad! . . . Schert euch zum Kuckuck, ich gebe nichts!“

Dem armen Rickens will es schier das Herz abdrücken ob der Härte des Bruders gegen die Armut seiner Mitmenschen. Er fühlt, von dem kann er nicht viel Hilfe hoffen und eine Träne perlt langsam seine hohle Wange herab.

„Nun, werdet ihr gleich machen, fortzukommen, freches Gesindel, oder ich mache Euch Beine!“ donnert der reiche Gutsherr abermals und macht etliche Schritte zur Türe.

„Anton, sei nicht hart mit den Leuten, wir haben heute Weihnachtsabend. Denke, es sind Arme, die vielleicht bittere Not leiden,“ bittet eine weiche Frauenstimme.

„Was . . . ! Du hier?“ Mit diesem Ausruf prallt Anton zurück, nun den Bruder erkennend.

„Anton! . . . Verzeihe, wenn ich dich belästige, und auch Ihr, Frau Schwägerin,“ wandte sich Rickens, der nun vollends mit seinem Töchterchen in die Stube getreten, an die Frau, aus deren Lippen Milde und Güte sprachen. „Ich will um kein Almosen bitten!“

Die Schwägerin bot Rickens und dem Mädchen Platz bei Tische an und war gleich in liebevoller Weise besorgt, Labung für die Erschöpften herbeizuschaffen. Indessen durchmaß Anton mürrisch die Stube. Plötzlich blieb er vor seinem Bruder stehen, die Hände nach Progenart in den Hosentaschen bergend.

„Also, du brauchst wahrscheinlich Geld!“ sagte er. „Aber ich sage dir gleich, daß das Geld auch mir nicht zum Fenster hereinfliegt, um es andern zu schenken.“

„Bruder, ich sagte dir doch gleich,“ entgegnete Rickens zitternd, „ich komme nicht, um zu betteln, doch du weißt ja, Anton, wie sehr ich in letzter Zeit vom Unglück verfolgt wurde durch die Ar-

beitseinstellung in der Fabrik und durch die lange Krankheit meiner Witse.“

Und so schilderte Viktor Rickens dem Bruder all sein Elend, ihn schließlich bittend, er möge ihm leihweise eine Summe vorstrecken, er werde ihm den Betrag, sobald er wieder Arbeit und Verdienst erlange, gewiß ehrlich zurückzahlen.

„Daß es nicht gut gehen kann, wenn man keinen Verdienst hat, das begreife ich,“ kam es langsam aus Antons Munde. „Aber wenn man für eine Familie zu sorgen hat, wie du, da soll sich einer zusammennehmen, nicht durch Streiks-schichten um seine Arbeit zu kommen. Hättest du den Unsinn nicht mitgemacht, wäre dir alles erspart geblieben. Doch ihr Arbeiter seid ein liederliches Volk, das nie zufriedengestellt werden kann und lieber des Nächsten Gut verlangen möchte. Mit solchen Leuten habe ich kein Erbarmen, es soll ihnen nur recht schlecht gehen, daß sie mir be werden.“

Rickens hatte dem Bruder bisher schweigend zugehört, aber mit jedem seiner Worte kam er in heftige Erregung, die schwoh ihm die Hornesader auf der Stirn und in seinen Augen flammte wildes Feuer.

„Bist du nun fertig!“ rief er, heftig emporsahrend und sich drohend vor Anton stellend, so daß dieser erschreckt zurückwich. „Du, mein Bruder, durch dessen Andern das Blut eines und desselben Vaters fließt, wünschst mir zu meinem ohnehin schier unerträglichen Elend, daß es mir noch schlechter gehen möge, bloß weil ich mich dem Zwange der Verhältnisse fügen mußte und dasselbe tat, was Hunderte mit mir getan? . . . Du wagst es noch, ehrliche Arbeiter, die im gerechten Kampfe um ihr kärgliches Brot unterliegen müßten, zu beschimpfen? Pfui, Anton, eine so niedere Denkmalsart hätte ich dir nie und nimmer zugestimmt. Aber bedenke nur, Herzloser, es gibt noch einen gerechten Gott, der solchen Hochmut zu strafen weiß. Ich wünsche dir jedoch kein Unglück, davor behüte dich der Himmel! Und nun Lebe in Frieden und sei glücklich mit deinem Reichthum. Wir sind uns von dieser Stunde an fremd!“

Und zu seinem Töchterchen gewendet, welches still weinte, fuhr Rickens fort: „Komm, Hanna, gehen wir, ich habe keinen Bruder mehr!“

Schweigend hatten sie den Gutshof des reichen Bruders verlassen, hinaus trieb es sie wieder in den kalten, starren Winter — in die Nacht grauer, trostloser Sorge — aus der sie gekommen, aufstrebend dem einzigen Lichtpunkte, der ihnen noch Rettung zu verheißen schien. Doch ach, jener Hoffnungsstimmer, er war erloschen unter

im schwarzen Schatten von Antons lieblosem Bruderherzen. Verstört stand unterdessen Anton Rickens beim Fenster und blickte dem auf der Straße müde dahinschleichenden Bruder nach. Das kann er für dessen mißliche Verhältnisse, für die Not seiner Familie, was geht das alles ihn an . . . jeder ist sich selbst der Nächste. Wie käme er dazu, dem sein gutes Geld zu leihen, ihm, dem Nichtshaber, dem herabgekommenen Proletarier! Der könnte es ihm ja seiner Lebtag lang nimmer

zurückzahlen. Besser, man fängt mit solchen Leuten gleich nicht an, wenigstens hat man für die Zukunft seine Ruhe . . .

„Du bist doch der grausamste Mensch, den leiblichen Bruder und sein armes, frierendes Kind kannst du so von dir gehen sehen, wo es für dich eine Kleinigkeit gewesen wäre, ihnen zu helfen.“

Durch diesen gerechten Vorwurf seiner Gattin, welche aus dem anstoßenden Zimmer getreten war, wurde Anton löblich aus seinen Bedanken gerissen.

„Natürlich, ich soll dem Viktor wahrscheinlich noch nachlaufen und ihm die Taschen mit Banknoten vollproppen. weil er durch seine Schuld und Liederlichkeit zum Bettelvogt geworden. Das werde ich bleiben lassen!“

In diesem Augenblick ertönte ein donnerähnliches Gepolter.

„Gerechter Gott . . . eine Lawine! Wie leicht könnte eine solche die Armen begraben!“ schrie Antons Gattin entsetzt. „Sofort eile dem Schwager nach und bringe ihn mit dem Kinde zurück, oder auch ich bleibe nimmer länger in dem Hause.“

An der Entschiedenheit, mit welcher diese Droh-

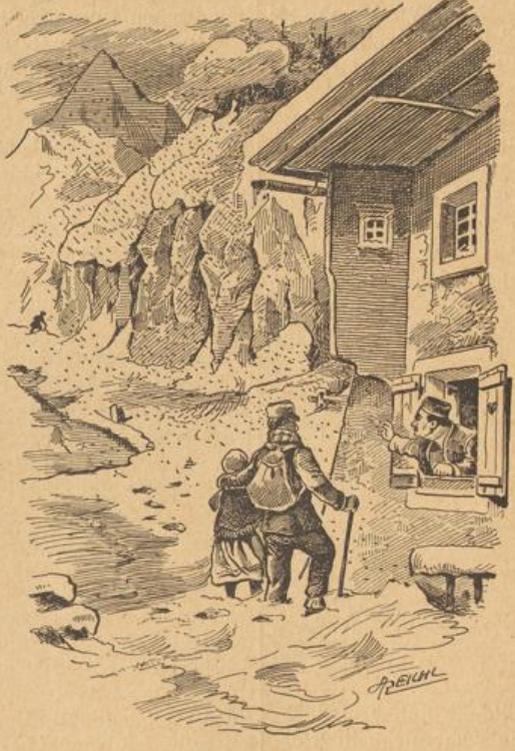
ung seitens der Frau zum Ausdruck kam, erkannte Anton, daß Rosa damit auch vollen Ernst machen würde. Es war dies aber nicht die erste unerquickliche Szene, welche sich zwischen dem Ehepaar abspielte, und das hatte alles seine Ursache in der Grundverschiedenheit ihrer Charaktere.

„Meinetwegen . . . wenn ich ihn zurückbringen kann, den Dickschädel . . . Wills halt probieren und ihm nachlaufen, damit dein Wille erfüllt ist,“ murrte der Anton, widerwillig seinen Rod überwerfend und die Mühe aufsehend.

Dann trollte er sich aus dem Hause

„Herr, gib ihm einen milderen Sinn!“ schluchzte Frau Rosa, ihr Antlitz in die Handsüchlein bergend. „Füge du es, daß der Hartberzige möchte handeln lernen nach deinen Worten, die da lauten: „Wahrlich, sag ich Euch, was Ihr einem dieser meiner geringsten Brüder getan habt, das habt Ihr mir getan.“

Mittleweile hatte Viktor Rickens mit seinem Töchterchen schon eine Strecke Weges auf der verschneiten Gebirgsstraße zurückgelegt. Etwa zwei Büchenschuß landeinwärts jener Stelle, wo der hohe Schroffen und Sonnenberg mit ihren steilen Wänden von der nahen Kunststraße aus aufstrebten,



Und bei dem Wetter wollt ihr nie dem Dirndel noch weiter? fragt der Thomasen, der besorgt durch eines der kleinen Fenster gegen den Schroffen und Sonnenberg hinüberschaut.

steht ein einsam Gehöfste, dem Thomasen gehörig, welcher in Parstorf die Würde des Gemeindevorstehers bekleidete. Dorthin lenkten Rickens und Danna ihre Schritte, um kleine Kost und etwas Labung zu erbitten. Und gern willfahrte der Thomasen dem Begehren.

Der Wind hatte um den Mittag plötzlich gewechselt. Der von den Gebirglern gefürchtete Föhn setzte in gewaltigen Stößen einher und der Schnee wurde immer schwerer.

„Und bei dem Wetter wollt Ihr mit dem Dirdel noch weiter?“ fragt der Thomafen, der besorgt durch eines der kleinen Fenster gegen den Schneefall und Sonnenberg hinüberschaut.

„Wir müssen noch nach der Eisenstadt zurück, geht nicht anders,“ bescheidet Ridens.

„Das will ich Euch nicht raten. Leicht künnt' vom Gewand des Sonnenberges, der ein schönes Stüdel Weges sich hinzieht, so ein Schneepaken abgehen und alle beide müßt Ihr drunter elendig versterben. Wartet bis morgen, habt gut dabeiblieben.“

Derweilen Thomafen noch so zuredet und wieder nach dem Sonnenberg hinüberschaut, merkt er dort einen Mann daherstapfen im tiefen Schnee. Just bleibt der stehen, wo vom Gehäng schon einem Ungeheuer eine riesige Schneewehe überhängt. Unsinn von dem Menschen . . . jeden Gedanken kann die Lawine abgehen und . . . nachher . . .

Dem Thomafen bleibt nimmer Zeit, auszuwenden. Mit kanonenähnlichem Geräusch poltert die Lawine herunter, den unter ihren Massen begrabend, der soeben unter der gefährlichen Stelle gepanden.

\*

Der Thomafen rennt auf Umwegen ins Dorf hinunter, so rasch er dies bei den schlechten, verwehten Steigen nur vermag, denn hier gilt ein Menschenleben zu retten, wenn solches überhaupt noch möglich ist. Er alarmiert die Dörfler, indem er ihnen das soeben mitangesehene Unglück erzählt. Während er noch von Haus zu Haus . . ., um die Nachbarn zur Hilfeleistung aufzufordern, kommt leuchtend vom raschen Gang der Zimmerer Leonhard die Straße zurück. Schier kein Wort kann er anfangs vor Schreck und Aufregung hervorbringen, als er zu den bereits auf der Straße angesammelten Leuten tritt, denn er sieht hat die gefährliche Stelle am Sonnenberg passieren wollen. Etliche hundert Schritte vor ihm war Anton Ridens gegangen in der Absicht, seinen Bruder zurückzuholen.

„Weißt leicht auch schon von dem Malheur?“ fragt ihn des Probstens Inmann.

„Ob ich's weiß! . . . Gesehen hab' ich es selber,“ leucht er atemlos heraus. „Am ein kleines hat es gefehlt, so läg' ich halt auch mit dem . . . dem Herrenbauer unter der Lawine.“

„Was . . . Was sagt, der Ridens läg' verschüttet unterm Schnee?“ frugen sie alle durcheinander. Als der Zimmerer Leonhard dies neuerdings bestätigt, geht ein Gemurmel durch die umstehenden Dörfler, das gerade nicht darnach gedeutet

werden konnte, als bedauerten sie den Herrenbauer, wie Anton Ridens in Parstorf genannt wurde.

„Die gute Frau vom Herrenhof erbarmt mich schon, die ist die gute Stund selber und tut viel für die armen Leut. Aber für ihn, den Herrenbauer, rühre ich keinen Finger, keinen!“ äußerte ein Kleinhäusler.

„Für den rühr ich auch keinen Schaufelstiel an,“ pflichtet des Probstens Inmann bei.

„Nicht schade um den Leutschinder, soll er stiden unterm Schnee,“ äußerte der Knecht aus der Sägemühle.

Und so gingen die abfälligen Neußerungen fort, so daß sie auch noch der Thomafen hören konnte, welcher gleichzeitig um die Person der Verunglückten erfuhr, als er nun mit mehreren Bauern und ihren Knechten zurückkam.

„Seid Ihr auch noch Christenmenschen?“ posterte er jetzt streng los, da er gewahrte, daß niemand sonderlich Lust zeigte, sich an dem Rettungswerk zu betätigen. „Schämen sollt Ihr Euch in Grund und Boden hinein von einem Menschen, der in schweres Unglück geraten, auch nur so nachtragend zu denken. Also gafft nicht eine Weile, nehmt augenblicklich jeder eine Schaufel und kommt mit, jede Minute ist kostbar. Wenn der ruens auch keiner ist, der Euch ans Herz gewachsen ist, aber die Christenpflicht gebietet, daß jeder mithelfe, ihm das Leben zu retten, wenn es sonst nit schon aus und vorbei ist mit ihm. . . . Sagt Euch selbst, ist das christlich? . . .“

Ein Gebrumme geht durch die angesammelte Menge. Der Vorsteher hat recht, sagt sich jeder. Aber wenn sie schon zugreifen, so tun sie es lediglich der guten Frau des Herrenbauers zuliebe. Ihm, dem Anton nicht . . . dem Leutschinder, wider Knecht aus der Sägemühle noch alleweil rätioniert.

Aber wenn kein einziger der Dörfler aus wahrer herzlicher Aufopferung an dem Rettungswerk teilnahm, dafür war es der Bruder des Verunglückten, der, noch nicht einmal wissend, wen die Lawine begraben, sich bereits mit den Leuten der Thomafen ans Rettungswerk gemacht hatte. Als er erfuhr, daß Anton es sei, der im Schnee begraben liege, verdoppelte, verdreifachte Bitten Ridens seine Anstrengungen. Anton war ihm nachgeeilt, er wollte ihn zurückholen, dies erfuhr er von der Schwägerin selbst, die bald wehklagend nach der Unglücksstelle gekommen. Und Ridens machte sich dabei die bittersten Selbstvorwürfe, daß eigentlich nur er die Schuld trüge. Wäre doch nicht, niemals nach Parstorf gekommen . . .

Also arbeiten sie fort, alle die Männer, unermüdetlich, und als sie das Klagen der trostlosen, verzweifelten Gattin Antons vernommen, da erwachte ihr Eifer erst recht. Sie taten es ja ihr Juliebe . . . ihr, die durch ihre milde Hand schon manche Träne getrocknet, so manche Not lindern geholfen. Und . . . na . . . umsonst brauchte keiner zu scharwerken . . . sie, die gute Frau vom Herrenhof, ist erkenntlich . . . sie hat noch alleweil eine offene Hand gehabt . . . Und schließlich hat der Vorsteher doch auch recht . . . es ist Christenpflicht bei so einem Unglück, daß eines helfend zugreift und . . . wär' der Betroffene unser Feind. — Solches und ähnliches Sinnen geht diesem und jenem der Männer durch den Kopf.

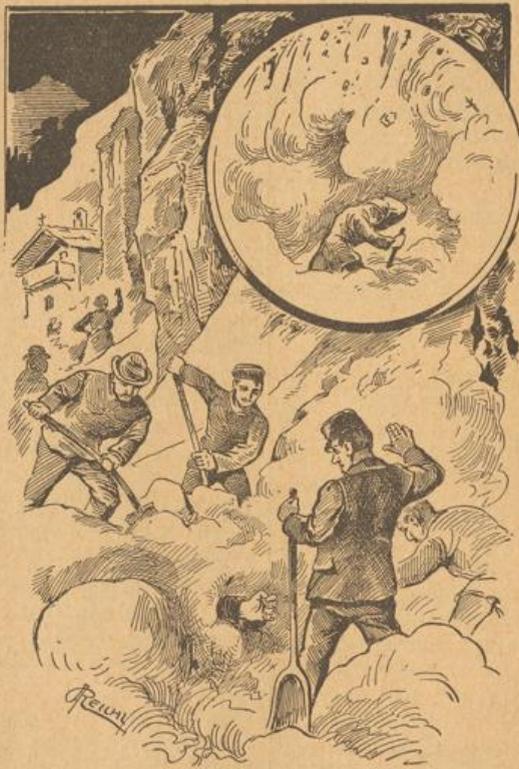
Längst schon ist die Nacht angebrochen. Das Rettungswert gestaltet sich nicht nur erschöpfend, sondern in einer Weise auch für die arbeitenden Männer nicht ungesährlich, da eine zweite Lawine abzugehen droht. Schon glaubt man alle Augenblicke auf den Verschütteten stoßen zu müssen, als plötzlich von oben her ein kurzes, eigenartiges Geräusch hörbar wird. Entsetzt springen die Männer zur Seite. Eine große Masse Schnee poltert dumpf aus den Bergeshöhen hernieder

just auf jene Stelle, die soeben zum größten Teil gesäubert worden war. „Das ist noch abgegangen; eine Stunde, wenn wir recht fleißig arbeiten, verliert noch und der Ridents kann es dabei übersehen.“ mutmaßt der Thomafen.

„So nochmals in Gott'snamen, tun wir, was wir können!“ sagt er dann, und das Schaufeln und Graben geht wieder von vorne an. —

Viktor Ridents, von dem anstrengenden Marsch übers Gebirge ohnehin erschöpft, war schon müde zum Umsinken, aber er nahm seine letzten Kräfte zusammen und schaufelte wader drauf los. Galt es doch das Leben des Bruders, der . . . ein . . . Fremder zu ihm geworden.

Plötzlich stieß Viktor einen lauten Freudenschrei aus. Ein Arm ragte aus der Schneemasse. Rasch griffen die Leute zu und nach etlichen Minuten trugen sie den Anton hinein in das Haus des Thomafen, wo der Bewußtlose wohl erst nach längerem Bemühen zu sich gebracht werden konnte.



Plötzlich stieß Viktor einen lauten Freudenschrei aus. Ein Arm ragt aus der Schneemasse.

vongetragen, daß er den Bruder nicht bloß reichlich unterstützen, sondern ihm auch zu einer Schmiede in Parstorf verhelfen werde.

Tatsächlich zog Viktor Ridents mit den Seinen zum Beginn des Frühlings nach Parstorf und seine Schmiede erfreute sich zahlreichen Zuspruchs.

Was denn die Steinmeße am Gefesse des Sonnenberges herumarbeiten, fragen sich die

Das helle Getöse der Glocken dringt durch die tiefe Stille der heiligen Christnacht, kündend, daß in der Pfarrkirche zu Parstorf die Mitternachtsmesse gefeiert wird.

Die Hand Antons ruht fest in der seines Bruders. „Verzeihe mir, Viktor,“ flüster er leise, „ich will alles an dir und den Deinen gut machen, was ich bisher an Euch gefehlt . . . sollst keine Not mehr leiden!“

Und Wort hat er gehalten, der Anton. Er hatte nämlich ein feierliches Gelöbniß getan, falls er wieder gefunden würde von jener gefährlichen inneren Verletzung, die er bei dem damaligen Unglück da-

Dörfler, als sie dies eines Morgens im Sommer sahen. Doch gar bald erfuhren es die Leute. Er, der Herrenbauer, ließ an der Stelle, wo ihn die Lawine verschüttet, ein Gewölbe in das Gestein hauen, welches in seinem Hintergrunde ein Meisterwerk der Bildhauerkunst zeigt, die Darstellung der Geburt Jesu.

Alljährlich am Christabend weist die schöne Kapelle besonders prächtigen Schmuck auf, und auch ein kleines Tannenbäumchen fehlt darin nicht, dessen Lichter der Anton jedesmal selbst

entzündet. Und die Nachbarn und alle Leute achten und schätzen ihn, denn er ist ein anderer geworden seit jenen schrecklichen Stunden unter der Lawine. Seine nun recht glückliche Gattin hatte vor Jahresfrist am Weihnachtsabend ja so inständig gebeten: „Herr, gib du ihm einen milderen Sinn!“ Und ihre Bitte war fast augenblicklich erfüllt worden . . . durch das Unglück. Es hatte den Anton weich und milde gemacht gegen seinen armen Bruder und die Mitmenschen.

Ende.

## Das Lied vom Hindenburg.

Wer hält im deutschen Osten an unsrer Türe Wacht,  
Wer steht auf seinem Posten, getreu bei Tag und Nacht?  
Und streckt der Bär die Schnauze vor,  
Wer haut ihn tüchtig übers Ohr,  
Daß ihm der Schädel tracht?  
Der Hindenburg, der alte Red,  
Der Russentod, der Russenschred,  
Der hält im deutschen Osten  
An unsrer Türe Wacht!

Wer hat den Feind geschlagen mit wohlgezieltem Hieb,  
Dreimal in wenig Tagen, daß nichts mehr übrig blieb?  
Wer fing ihn, wie man Frösche fängt,  
Wer ist's, der ihn im See ertränkt  
Und in die Sümpfe trieb?  
Der Hindenburg, der alte Red,  
Der Russentod, der Russenschred,  
Der hat den Feind geschlagen,  
Daß nichts mehr übrig blieb!

Laßt hoch den Alten leben, der treue Wache hält,  
Sein treues Heer daneben, das beste auf der Welt!  
So lang dort steht zu Deutschlands Wehr,  
Ein solcher Held, ein solches Heer,  
Ist's gut um uns bestellt.  
Der Hindenburg, der alte Red,  
Der Russentod, der Russenschred,  
Der Hindenburg soll leben,  
Des deutschen Ostens Held!